

Illustrierte Frauen-Zeitung.

Ar. 44.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

Berlin, 27. November 1887.

Große Ausgabe mit
allen Käppern: 4½ M.

XIV. Jahrg.

Ein schweigesames Frauenzimmer.

Von M. Clemens.

(Schluß.)

Während Anna in der nächsten Zeit durch eine Erkrankung ihrer Mutter von der Gesellschaft fern gehalten wurde, war Rudolf schnell zum allgemeinen Liebling derselben geworden. Freilich vermied er Anna, nach deren Erscheinen er sich schon gewöhnt hatte auszuschauen, aber einem „Liebling“ wird es nicht schwer gemacht, sich zu trösten. Er vergnügte sich nach Kräften, tanzte mit Käthchen, zählte mit der Maudlin, gerade, wie es all die Andern auch thaten.

Schon Viele hatten Käthchen umschwärmt, und sie Alle standen hübsch in Reihe und Glied unter einander in einem alphabetischen Verzeichniß, das sie in ihrem sechzehnten Jahre anzulegen begonnen, aber seitdem öfter hatte neu abzuschreiben müssen, wenn das Register des einen oder anderen Buchstabens ungebührlich sich vermehrt hatte. Da lagen sie, in einem Schubfach ihres Schreibstücks, neben den Tanzkarten und den Herzens-Ergießungen eiflicher Pensions-Freundinnen; — bis in Käthchens Herz vor noch keiner gedrungen, und möglich auch, daß die Wenigsten das erstrebt hatten. Aber leider sollte es Dem gelingen, der es gewiß am mindesten beabsichtigte. Es war bald klar genug, wie entschieden Käthchen den neuen Ankömmling begünstigte.

Rudolf war nicht eitel genug, um es sofort zu bemerken, auch noch zu fremd, als daß Andere ihn hätten aufmerksam machen können. Als er es aber bemerkte, zog er sich weder sofort, noch sehr bestimmt zurück. Frauenfemmer, wie er zu sein glaubte, war er doch unklar über Einen Punkt, auf dem die Anschauung von Männern und jungen Mädchen manchmal auseinandergeht, nämlich über die einer Courmacherei beizumessende Bedeutung. Das ist für die Männer in vielen Fällen nichts weiter als ein Zeitvertreib, und indem sie nur diesen darin suchen, haben sie gewöhnlich keine Ahnung von der ganz anderen Auslegung, die die betreffende Dame nur zu gern ihren Huldigungen gibt.

Käthchens „alphabetische“ Herren litten nach ihrer ehrlichen Meinung alle an

unglücklicher Liebe zu ihrer kleinen runden Person; und in frommen Anwandlungen, wie dieselben dem gutmütigen kleinen Leichtsinn von Zeit zu Zeit lamen, hoffte und wünschte sie lebhaft, daß nicht alle jene Unglücklichen ihre gebrochenen Herzen ungeheilt mit sich in's Grab schleppen möchten. Nie war ihr ein Zweifel gekommen, daß es nur an ihrem Willen gelegen hätte, ihren Anfangsbuchstaben G in jeden beliebigen des Alphabets zu verwandeln, — mit alleiniger Ausnahme des O und der drei letzten, die zu ihrem heimlichen Kummer noch immer unbesiegzt waren.

Nun aber war sie klar, daß W sollte den Sieg da-

vortragen. Und das W schien, wenn es auch nicht eben rasch vorging, sich doch auch nicht zu sträuben.

Es war dieses aber leider nicht die einzige Unvorsichtigkeit, die sich Rudolf zu Schulden kommen ließ. Seine Freude an Anna's Wesen, an ihrer bescheidenen Tüchtigkeit, hatte ihn verleitet, in einer Herrengesellschaft jene Geschichte von der Kritik der Maudlin zum Besten zu geben. Die Maudlin hatte sich mit ihrer scharfen Zunge aber Gegner genug gemacht; besonders von den Frauen wurde ihre vielgerühmte geistige Neberlegenheit, da sie dieselbe überall fühlen ließ, nur ungern anerkannt; und sie hatte ihren Ruhm überhaupt nicht

zum Kleinsten Theil ihrem gewandten Tact zu verdanken, der sie mit Interesse lauschen ließ, wo sie es mit besser Unterrichteten zu thun hatte, indem es ihr auf etwas kühnes Spielenlassen ihrer Phantasie nicht ankam, sobald sie sich incompetenter Zuhörern gegenüber wußte. Was man auf diese Weise bisher kaum gearghwohnt hatte, ihre Überlächlichkeit und Gefallsucht, lag plötzlich zu Tage, und eine jener „guten Freundinnen“, die es überall giebt, „hielt es für ihre Pflicht“, ihr das ärgerliche Gerede, und zwar durchaus nicht in gemilderter Form, mitzutheilen.

Der Maudlin-Racheplan war schnell entworfen und ausgeführt. Am nächsten Morgen erschien sie bei Anna, fragte nach dem Besinden der Mutter, das sich langsam besserte, sprach lustig und amüsant, wie immer, von allerhand geselligen und anderen Vorommessen.

„Nun, und mit Käthchen“, sagte sie schließlich, „das scheint ja richtig zu sein.“

„Was ist denn mit Käthchen?“

„Nun, Braut ist sie oder doch beinahe.“

„Ah, wie mich das freut! Und wer hat denn schließlich den Sieg davongetragen?“

„Können Sie sich's nicht denken?“

„Ganz gewiß nicht; — Sie wissen ja, wie ungeschickt ich bin, so etwas zu merken.“

„Sie ahnen also wirklich nicht?“

Anna hätte nichts geahnt, wäre ihr nicht der seltsam prüfende Blick aufgefallen, mit dem die Maudlin sie ansah.

Eine plötzliche Angst schnürte ihr die Kehle zusammen. Aber die Gewöhnung an Selbstbeherrschung leistete ihr auch hier gute Dienste. „Ich ahne nicht,“ sagte sie nach einer kleinen Pause, sich selbst wundernd, wie ruhig ihre Stimme klang.



Marie Therese, Prinzessin Ludwig von Bayern, mit ihren beiden jüngsten Töchtern, Prinzessin Wilhelmine und Prinzessin Helmtrudis. — Siehe Seite 469.

"Die Sache hat sich freilich auch lebhaft erst mehr entwickelt", sagte die Maudlin, "Rudolf Wandner!"

Es war Anna keine Überraschung mehr, diesen Namen zu hören.

"Also Professor Wandner!" sagte sie, — und im Stillen sah sie nur den einen Gedanken: "Bilde Dir ein, es wäre ein Anderer, und rede und thue genau, was Du dann thun würdest! Die Wahrheit Dir klar zu machen, bleibt nachher Zeit genug."

Eine Art dumpfer Betäubung lag auf Anna, nachdem die Maudlin sie wieder verlassen hatte. Erst in dem Augenblitze, da sie Rudolf vorlor, wurde ihr klar, was er ihr bereits geworden. Uebrigens lag ihrer thatkräftigen, durch und durch gesunden Natur nichts fern als ein Sichgehenlassen, ein Vercken in den Schmerz. Die Gewöhnung an Selbstbeherrschung war ihr ein Segen gewesen in jenem ersten Augenblitze, die Gewöhnung an Thätigkeit ward ihr zum Segen in den Tagen, die nun folgten. Mir ist nichts anderes widerfahren, sagte sie zu sich selbst, als was tausend Andere auch ertragen müssen; und an gebrochenem Herzen braucht keiner zu sterben, der arbeiten kann! Und so arbeitete sie denn: Im Haushalt, dessen Last sie der alternden Mutter, mehr noch als bisher, von den Schultern nahm, in allerhand Studien, die sie zum Vergnügen, aber doch mit jenem Ernst betrieb, mit dem sie Alles ansahte. Vor Allem widmete sie sich ihrer Mutter, die, wie die meisten Convalescenten, jetzt anspruchsvoller war, als in der Krankheit, und in dem Bestreben, die alte Dame aufzuheitern, fand sie bisweilen auch die eigene Heiterkeit wieder.

So wäre Alles gut gezangen, wäre nicht noch ein anderer Gedanke gewesen, der immer wieder kam, sich nicht abweisen ließ, eine Frage, auf die die Antwort nicht befriedigend ausfallen wollte: Würde Käthchen Rudolf auf die Dauer genügen, ihn wahrhaft beglücken? Dieser Gedanke wuchs bei ihr fester und fester; gern hätte sie ihre bangen Zweifel mit Jemand Anderem ausgetauscht, aber die Furcht, sich zu verrathen, hielt sie zurück, und auch das Herz der kaum geneesenen Mutter wollte sie nicht mit dem eigenen Leide beschweren. So vermied sie es ängstlich, bei zufälligem Zusammentreffen mit Freundinnen das Gespräch auf Käthchen und ihre Verlobung zu bringen.

Anna's Mutter hatte sich endlich wieder erholt, und eine Einladung zu einem kleineren gesellschaftlichen Kreise war von ihr nicht abgelehnt worden. Je näher die Stunde rückte, desto bekommener ward Anna. Als sie vor dem Spiegel ihr Haar ordnete, fiel ihr das eigene Aussehen auf. "Ich werde alt", dachte sie, "schon mit zwanzig Jahren! Jünger kann man nicht werden", fügte sie halblaut, fast trostlos hinzu. "Das ist auch ein Zeichen des Alters, die Gewohnheit, laut zu denken."

Als sie die fremden Räume betrat, sah sie sich, noch ehe sie Gelegenheit erhalten, die Haussfrau zu begrüßen, von Rudolf angeredet.

"Gnädiges Fräulein", sagte er, "ich hörte, Ihre Frau Mutter sei krank.... Aber was sehe ich? Sie sind wohl selbst krank gewesen...."

Den Ton aufrichtiger Bevorgnis in seiner Stimme überhörte sie vollständig. "Krank war ich nicht, aber die Stubenluft mag mich wohl angegriffen haben", entgegnete sie kühn und glitt rasch an ihm vorüber zu anderen Bekannten.

"Stehen gelassen?!" dachte Rudolf, halb verwundert, halb erzürnt. Ein Weilchen später versuchte er es nochmals, Anna in ein Gespräch zu verslechten, aber sie erwiderte kurz und abweisend, sodass er sich bald wieder abwendete. "Sie hat es merken müssen", sagte er gekränt zu sich, wie ich sie bevorzugte. Will sie mich nun abweisen oder gar ein sollettes Spiel mit mir treiben? In jedem Falle soll sie nicht denken, dass ich mir etwas daraus mache!" Und voller Trotz wendete er sich wieder Käthchen zu, die ihm zuvor betrübt nachgeschaut hatte und nun strahlend ihren Stuhl rückte, damit er den seinen einschieben konnte. Mit erzwungener Heiterkeit begann er eine lebhafte Unterhaltung.

"Ich bin doch eigentlich gar zu dumm", — zu diesem denkwürdigen Ausspruch hatte sich das Käthchen gerade zu dem sie umringenden Kreise herbeigelassen.

Rudolf protestierte mit Feuer: "Ich bitte Sie, mein gnädiges Fräulein, verlässt Sie sich selbst nicht! Und verlässt Sie nicht das liebliche, harmlose Geplauder, das Unsereinam nach des Tages angestrengter geistiger Arbeit so wohlthut, die frische Natürlichkeit, die sich ungesucht giebt, wie sie ist. Meinen Sie, es läge Unser-einem ernstlich etwas an jenen weiblichen Pedanten, die meinen, sie dürften den Mund nur aufthun, um in Sätzen zu reden?"

"Es ist doch recht schön, wenn man's kann", meinte Käthchen.

"Ach, mein gnädiges Fräulein, sagen Sie das nicht! Was nützt derartiges Können, wenn es, wie so oft der Fall, den Zauber und Schmelz der Weiblichkeit vernichtet, oder wenn es, — und das ist ja regelmässig so, — die bewunderte Besitzerin solcher Gaben am Ende

untauglich macht zu allen jenen Dingen, in denen doch vor Allem ein echtes Weib seinen Beruf suchen müsste, zu der Sorge für das Hauswesen, den Mann und die Kinder."

Er schaute verstohlen nach Anna hinüber. Ob sie ihn gehört hatte? Er konnte nur wenig von ihrem Gesichte sehen, da sie nach der andern Seite sich gewendet hatte, anscheinend ganz vertieft in ein Gespräch mit der schüchternen Stecher, — der "bewusst häblichen" seines ersten Briefes. Doch schien ihm das seine Oval der Wangen sehr bleich zu sein. Er hatte mehr gesagt, als er meinte, hatte gesprochen, um zu verlegen; nun fühlte er doch Reue.

"Sie glauben nicht, wie glücklich mich das macht, daß Sie nicht so gering von uns einfachen Mädchen denken", sagte Käthchen.

Lieber Himmel, wenn sie gewusst hätte, daß er an die "einfachen Mädchen" überhaupt gar nicht dachte bei seiner Neuherzung. Halb erschrocken sah er sie an. Die hellen, runden Kinderaugen des schönen Käthchens strahlten ihn an wie lauter Sonnenschein, und doch mit einem sanfteren, tieferen Ausdruck, als sie ihn sonst trugen.

Er machte verwirrt eine halbe Verbeugung, stotterte zerstreut einige Worte und suchte sich einen anderen Platz.

Es war ein eigenes Gefühl gewesen, was Anna heute in die Nähe der Stecher getrieben hatte. Sie hatte immer freundliche Rücksicht übrig gehabt für das unbeholfene, scheue Wesen, bei dem die Meisten sich nicht die Mühe gaben, noch zu überlegen, wie weit sie selbst sich zurückzog, wie weit Andere sie zurückzogen; heute aber war ihr der Gedanke gekommen: "So, wie Dir jetzt ist der armen Stecher nun wohl immer zu Muthe; Du willst Dich zu Deinesgleichen halten und sehen, daß Du ihr ein bisschen Sonnenschein in ihr verkümmertes Dasein bringst."

Und das wurde ihr nicht schwer. Die Stecher war die Älteste einer zahlreichen Geschwisterschar; da gab es der Fragen und Sorgen immer gar mancherlei; ein Brüderchen lag krank, viel Nährarbeit harrte der Erledigung, und doch fehlte es an Händen, weil die doppelte Wartung des kleinen Patienten und der lebhaften Gefunden schon die verfügbaren Kräfte beanspruchte. Daß auch die Mittel nicht allzu reichlich vorhanden waren, sagte die Stecher zwar nicht, aber das wußte Anna schon ohnedem.

Jetzt bemühte sie sich, der Vielgeplagten einen besonders praktischen Schnitt für Kinderschürzen klar zu machen, deren nötig gewordene Anfertigung zu den Sorgen des Stecher'schen Haushaltes gehörte. Aber einen Schnitt zu beschreiben, hält schwer. Anna griff schließlich zu einer Serviette, die auf dem Tische gelegen hatte, und begann, dieselbe zusammen- und wieder auseinander zu falten in allerlei mysteriösen Figuren.

Sie that es auf ihrem Schose und so leise und unauffällig wie möglich, konnte aber nicht verhindern, daß Rudolf es bemerkte. Dieser hatte sich, als er Käthchen so rasch verließ, klar gemacht, er möchte heute wohl in mehr als einer Richtung zu weit gegangen sein, und hatte nun, gründlich mißmutig, an allerhand Möbeln herumgelehnt, in allerhand Büchern mit schönen Einbänden geblättert und allerhand Nippesgegenstände mit nicht erkennbar nützlichem Zweck mißbilligend angeschaut, dazwischen aber doch immer wieder einen Blick hinübergewechselt nach der "Pedantin", der "Koketten." War es in einer stillen Hoffnung geschehen, auch ihr Blick möchte den seinen suchen, so hatte er sich getäuscht.

Jetzt bemerkte er nun das Serviettenmanöver, und da ihm der Zweck derselben so unklar blieb, wie zuvor der Stecher die mündliche Beschreibung, so schob er sich unmerklich der Gruppe der Beiden etwas näher.

"Dämmert es nun?" hörte er Anna scherzend fragen.

"Noch totale Finsternis" sagte die Stecher, die ganz aufgetaut schien.

"Ich weiß überhaupt etwas weit Besseres," sagte Anna wieder. "Mama hat all' diese Tage gejagt, sie wünschte mir ein paar Stunden in freier Luft zu verschaffen. Darf ich die morgen Nachmittag in Ihrem Garten verbringen, so schneide ich Ihnen die Schürzen gleich selbst zu; so verbinden wir das Nützliche mit dem Angenehmen."

"Das ist sehr freundlich," sagte die Stecher, "aber ich darf es kaum annehmen; unser kleiner Kränker lässt mich Tags über gar nicht gern von seiner Seite; — der Garten steht ja natürlich mit tausend Freunden zu Ihrer Verfügung. — alle Tage, wenn Sie nur kommen wollen."

"Nun sehen Sie wohl," unterbrach Anna, "da mache ich morgen dem Garten Besuch, gar nicht Ihnen. Und damit ich mir nicht zu verlassen vorkomme, so schicken Sie mir Ihre Geschwister herunter. Lieschen und Gretchen bringen ihre Fingerhüte mit, und wir bringen die bösen Schürzen gleich richtig in Gang."

"Das heißt also, Sie wollen Kinder warten und Schneiderei einrichten, und Ihre Mama soll sich einbilden, Sie genossen freie Luft und Erholung."

"Das heißt, ich will in einem hübschen Garten sitzen und Kindergesellschaft um mich haben," sagte Anna, "und

es ist schnöder Undank Ihrerseits und nur durch die Macht der Gewohnheit zu entschuldigen, wenn Sie den Verkehr mit meinen Adoptionen und -Leben nur so wegwerfend als 'Kinderwarten' bezeichnen."

"Nun, so sollen Sie mit Dank willkommen sein, und einen Berg Schürzen und ein Regiment Nichten vorfinden," ergab sich, nicht ungern, die Stecher; "aber glauben Sie nur, so ein und alle Tage kann Einem solch eine Schar schon den Kopf warm machen."

"Können das Erwachsene nicht etwa auch?" fragte Anna zurück. "Und dabei sind Kinder doch folgsamer, dankbarer, — oft auch liebevoller."

Es lag eine eigene Herbigeit in ihrem Ton.

"Um welche Zeit darf ich Sie erwarten?" fragte die Stecher noch.

Es war, als ob ein Schatten über Anna's Gesicht слоѓе. "Wir haben morgen Donnerstag, nicht wahr? Dann komme ich etwa um zwei Uhr."

Es war ihr eingefallen, daß Rudolf's Wohnung an den Stecher'schen Garten grenzte. Der sollte nicht Gelegenheit haben, den "weiblichen Pedanten" bei Kinderwarten und Handarbeit zu belauschen.

Am nächsten Morgen, als sie wegen allerhand häuslicher Besorgungen ausgehen musste, machte sie einen Umweg an dem Collegienhaus vorüber. Sie glaubte sich nicht geirrt zu haben in Tag und Stunde von Rudolf's Nachmittagscolleg, wie er ihn dieselben gelegentlich genannt. Erst jetzt fiel ihr auf, daß sie sich so Gleichgültiges gemerkt hatte. "Ich habe ihn geliebt, ohne es zu wissen, schon lange," sagte sie sich.

Vor dem schwarzen Brett machte sie Halt. Richtig, da stand es: Dr. Rudolf Wandner, Donnerstag, Vormittags von 9—10, Nachmittags von 2—4 Uhr.

Sie ging beruhigt nach Hause.

Dass Dr. Rudolf Wandner eine Stunde später seinen Zuhörern ankündigen würde, daß er am Nachmittag behindert sei, zu lesen, konnte sie freilich nicht wissen. —

Das Kaffeepächtn im Stecher'schen Garten lag in einer Ecke im Schatten des vorspringenden Nachbarhauses. Auf der anderen Seite begrenzte den Garten der kleine Fluss, der die Stadt ihrer Länge nach durchschneidet.

In Professor Wandners Quartier war Alles still, sogar die Mouleau waren herabgelassen, nur daß sie nicht dicht schlossen. Von seinem Beobachtungsposten aus war Rudolf Zeuge lieblicher und rührender Bilder. Er sah, wie fleißig Anna Hand anlegte bei Bewältigung des mächtigen Arbeitsstokes, wie freundlich sie die älteren Mädchen, angehende Backfischchen, in der Handarbeit unterwies, und wie sie dabei noch Muße fand, liebreich mit den umherspielenden Jüngeren zu tändeln. Von Zeit zu Zeit wurde eine Pause in der Arbeit gemacht, und dann ging es an ein lustiges Springen und Haschen durch den Garten.

"Und dieses Mädchen habe ich eine Pedantin gescholten!" dachte Rudolf hinter seinem Rouleau. — Die Rolle eines Lauschers, die er Anna gegenüber schon wiederholt gespielt, bedrückte ihn, und dazu kam der peinigende Gedanke an das begangene Unrecht. "Ich glaube, ich habe mich gründlich versfahren," fuhr er in seinem Selbstgespräche fort. "Hat sie's gehört, — und hören mußte sie's, — und hat sie verstanden, wie's gemeint war, — und sie ist sonst nicht langsam von Begegnung, — dann verzeiht sie mir niemals!"

Es war für Rudolf etwas Neues, sich mit Selbstvorwürfen zu quälen. Sein bisheriges Leben hatte ihm wenig Urtheile hierzu geboten; und hätte man ihn zuvor darum befragt, er hätte die Möglichkeit, daß er je das Mädchen, das er liebte, durch einen indirekten und unüberlegten Vorwurf kränken würde, früher von der Hand gewiesen als das letzte Vergehen, dessen seine Bartsinnigkeit sich fähig hielt. Um so mehr zürnte er jetzt sich selbst.

Er verließ seinen Beobachtungsposten und gab sich im Zimmer auf- und abschreitend, trübem Sinn hin. Das Eine fühlte er: Wenn sie ihm auch nicht verzeihen könne, er möchte sie doch gern um Verzeihung bitten. Aber indem er sich die Scene auszumalen suchte, fiel es ihm ein, daß er doch gerade durch eine solche Entschuldigung es ihr erst recht klar sagen würde, daß er mit seiner unglücklichen Rede sie wirklich habe verletzen wollen. Ihm kam auch der Gedanke, seine Schwester um Rath zu fragen, denn weiblicher Tact findet ja oft einen Ausweg, wo der Mann vergeblich nach einem solchen sucht, aber er scheute sich, ihr Alles zu gestehen.

Als er nach einiger Zeit wieder an's Fenster trat, sah er Anna allein mit Malwine. "Gehen Sie nur hinein zu Ihrem Patienten, liebste Malwine," hörte er Anna sagen, "ich bleibe dann desto ruhiger noch einen Augenblick in der köstlichen Luft hier draußen, wenn ich weiß, daß Sie sich gar nicht meinethalben genieren. Und nicht wahr, ich darf bald wiederkommen?"

"Sie wissen ja, wie glücklich Sie uns Alle machen," antwortete Malwine. "Wenn es Ihnen nur auch wirklich gut thut, Kind! Sie gefallen mir gar nicht, die Pflege Ihrer Mama hat Sie mehr angestrengt, als Sie

eingestehen wollen; also, damit Sie noch ein Bischen hier bleiben: Gute Nacht denn und tausend Dank!" Und Malwine ging in's Haus.

Anna atmete tief auf, wie erleichtert; dann lehnte sie sich in den Stuhl zurück. Es war eine tiefe Niedergeschlagenheit in ihrer ganzen Haltung, die Rudolf mit Verwunderung erfüllte. War denn der ganze frühere Frohsinn nur eine That der Selbstüberwindung gewesen? Es wollte fast so scheinen, und mit gespanntem Interesse verfolgte er jede ihrer Bewegungen. Jetzt stand sie auf und begann langsam im Garten auf- und abzugehen. Es fiel ihm auf, daß sie nur den einen, geraden Weg hin- und zurückging, den Kopf wie in tiefem Sinnensunken gesenkt.

"Lange wird sie nicht mehr bleiben," dachte er und griff nach seinem Hut; wenigstens von fern wollte er sehen, daß sie sicher heimkehrte.

Plötzlich fuhr sie aus ihren Gedanken auf. Ein Blick nach der sinkenden Sonne, dann, — fast schien es ihm ein ängstlicher, unwillkürlicher Blick nach seinem Fenster zu sein, und sie zog eilig ihre Handschuhe an und schritt dem Ausgang des Gartens zu, der in der jenseitigen Ecke desselben, zwischen dem Haus und dem Flusse lag. Lärm und Geschrei spielender Kinder tönte von dort herüber. Es war kein Augenblick zu verlieren, wenn er sie noch finden wollte. Rudolf eilte die Treppe hinab und trat fast im selben Augenblide wie Anna auf die Straße.

Ungewiß, ob er ihr in so großer Nähe folgen dürfe, da nur die Breite des Hauses zwischen ihnen lag, zögerte er etwas an der Thür. Und es war ihm lieb, daß er das gehabt, denn einen Moment später blieb auch Anna stehen. Sie lehnte sich an das Geländer der Brücke, die sie hier überschreiten mußte, und zugleich hörte er die liebe Stimme, jetzt halb angstvoll, halb besehrend: „Kinder, lasst den Uebermuth!“ Im nächsten Augenblide ein Rauschen, — Kindergeschrei, — die Warnung war zu spät gekommen, und ein kleiner Tollkühner zappelte im Wasser. Ohne sich zu befinnen, lief Anna über die Brücke und sprang drüber, wo der kleine hineingesunken, ihm nach. Sie hatte ihn auch fast augenblicklich ergriffen, da die Strömung nur gelinde und das Wasser nicht allzu tief war. Nun hielt sie das nasse Geschöpfchen auf den Armen: „Ja, Du Schreihals, nun müssen wir Dich geschwind nach Hause bringen.“

Da rauschte es im Wasser neben ihr: „Gnädiges Fräulein, gestatten Sie, daß ich Ihnen den Schreihals abnehme!“

„Sie erlauben,“ fuhr Rudolf fort, und ohne eine Antwort abzuwarten, stützte er sie kräftig mit dem rechten Arme, indem er auf dem linken bereits den kleinen Uebelhauer sicher etabliert hatte.

Nie wird Anna den Ton vergessen, halb demüthig, und doch wie in verhaltenem Jubel, mit dem er sie hier angedeutet, und nie vergißt er den Blick, erst so glückstrahlend und im nächsten Moment so traurig und verzagt, mit dem sie ihm gedankt. Nun sind sie am Ufer. Helfende Hände strecken sich entgegen. Die Mutter des Jungen ist herbeigeeilt und empfängt ihres Hauses Hoffnung, unverfehrt, aber sehr naß, aus Rudolf's Händen. „Gott lohn's Ihnen und Ihrem Schatz,“ spricht sie treuerzig, „Umjereins kann's ja nicht vergelten!“ „Tüchtig abreiben, gleich in's Bett und ein Glas Grog trinken,“ spricht Anna und findet den ersten Gotteslohn darin, daß sie in solchem Augenblide hat reden können, als ob sie die versänglichen Worte der Frau überhört hätte.

„Wohin wollen Sie?“ fragt Rudolf. „So durchnäßt dürfen Sie den weiten Weg heim nicht machen. Gehen Sie zu Stechers, die werden glücklich sein, Ihnen zu helfen.“ Und da er sieht, daß sie in dem von der Rasse schweren Kleide nur langsam geht, „durf ich Sie führen?“ fragt er.

Anna nahm leise dankend seinen Arm. Ihr war so bellkommen um's Herz. Sie durste ja nicht wagen, zu hoffen, und doch war etwas in seinem besorgten Tone, in der Art, wie seine Augen die ihren suchten, das sie mit einer seltsamen Unruhe erfüllte. Langsam, sehr langsam führte er sie über die Brücke. Es dünkte ihn, daß sie sich recht schwer aufstützte; die Folgen der vorherigen Aufregung machten sich jetzt fühlbar in einer Anwendung von Schwäche. Sie blieb stehen und lehnte sich an das Geländer. Jetzt müßte er's ihr doch sagen, — aber es versagte ihm die Stimme.

„Es thut mir leid, daß ich Sie so aufhalte,“ sprach sie und schobt sich an, weiter zu gehen.

„Sie halten mich gar nicht auf,“ entgegnete er eifrig, „im Gegentheile, ich bliebe gern hier stehen mit Ihnen, wenn nicht das unvorhergesehene Bad Ihre Kleider durchnäßt hätte.... Fräulein Anna, ich bin ein blinder Thor gewesen.... Sind Sie mir noch böse?“

Und im Stillen dachte er: „Gott Lob, nun hab ich's heraus!“

Anna's Stimme bebte vor innerer Erregung. „Herr Professor, ich bin Ihnen nicht böse gewesen.“

„Aber ich glaubte es doch, als Sie mich so fühl-

stehen ließen, und hernach. — Fräulein Anna, ersparen Sie mir die Beschämung, Sie daran zu erinnern, an meine ungezogenen Worte.“

Nun befanden sie sich an der Hausthür. Anna stellte sich nicht, als ob sie ihn mißverstände. So sehr sie es auch als beschämend für sich empfand, daß sie die Spitze seiner Worte sofort richtig auf sich selbst bezogen, so dachte sie doch keinen Augenblick daran, auch nur die leiseste Unwohlheit zu sagen dem Manne, den sie lieb hatte.

„Wie konnte ich Ihnen Ihre Worte übel nehmen? Es hat doch Jeder das Recht, zu sagen, was sein Geschmack ist, und“ — sie machte den Versuch, zu lächeln — „ich hatte schon gehört, daß Ihr Geschmack diese Richtung hatte; deshalb ließ ich Sie gerade zuvor so schnell stehen, — um Ihnen nicht im Wege zu sein.“ Und da sie sah, daß er, je länger sie sprach, desto weniger sie zu verstehen schien und die Thürklinke in der Hand, keine Anstalt zum Deppen mache, so schloß sie, im Gegensaß zu dem bisherigen Tone der Selbstbeherrschung, rasch und fast rauh, „da Sie so gut wie verlobt sind mit Fräulein Große.“

Ihm war's, als hätte der Blitz vor ihm eingeschlagen.

„Fräulein Anna,“ fuhr es ihm heraus, „wer Ihnen das gesagt, hat abscheulich gelogen! Und war das Alles, was Sie gegen mich hatten?“ Ein jubelnder Ton lallte aus seiner Stimme. „Sind Sie mir wirklich nicht böse, — glauben Sie vielleicht, daß Sie mir ein Bischen gut sein könnten, — wenn auch erst nur halb so gut, wie ich Ihnen bin, ich wäre für den Anfang schon zufrieden, — Fräulein Anna —“

Sie hatte zu ihm aufgesehen, über das „indifferente“ Gesicht hatte sich, dieweil er sprach, ein Schimmer von Verklärung gelegt, — dessen seither erfolgte häufige Wiederkehr den Professor in dem irriegen Glauben bestärkt, daß er eine bildschöne Frau geheirathet hätte, — gesprochen hat sie aber kein Wort.

„Und nun, Herzensliebling, um Gottes Willen ziehen Sie sich trocken an, — mir zu Liebe, und ich will mich auch indessen umziehen, — Ihnen zu Liebe, und dann darf ich Sie zu Ihrer Frau Mutter bringen.“ Sie stiegen inzwischen die Treppe hinauf, und es fiel Anna in all dem Tumult der Gefühle auf, daß ihre Füße sie noch nie so leicht getragen hatten.

Oben öffnete Malwine.

„Fräulein Stecher, nehmen Sie sich schnell meiner — Fräulein Meisters an. In einer Viertelstunde bin ich wieder da. Auf Wiedersehen, Fräulein Anna.“ Sie gaben sich die Hände, indem Malwine sich halb abgewandt, und er verließ sie.

„Wenn es Ihnen nur nicht schadet,“ meinte Malwine später. Die Mutter kochte Thee, indem Anna in die bereitwillig dargelieferten Kleidungsstücke der Freundin schlüpfte und Fritz, Malwinens Bruder, voraus eilte, um Anna's Mutter über die verspätete Heimkehr zu beruhigen.

„Ich glaube, es wird mir sehr gut bekommen,“ sprach Anna, hob das kleine Minchen zu sich heraus, verbarg ihren Kopf in des Kindes Locken und fing ganz unvermittelt an zu weinen.

Malwine ging zu ihr und küßte sie leise auf die Stirn. „Ich kann mir's schon denken und will Sie heute auch gar nichts fragen; aber das Eine sollen Sie gleich wissen: Ich wußte Niemand, dessen Glück mich so erfreute, wie das Ihre!“

* * *

Anna ist längst Frau Professorin, „Jogar, ordentlich sind wir lezhin geworden“, schrieb sie an das schöne Käthchen, deren Kummer zum Glück nicht tief ging, und die sich bald nach Anna's Hochzeit mit einem vermögenden Manne verheirathet hatte, dessen Bekanntschaft sie anfänglich cultivirte, weil sein Name mit einem Z begann, der aber seine schöne kleine Frau gern an der Spitze seines eleganten Tisches präsidiren sieht und ihrem Hang zum Luxus gern nachgibt. Sie ist zufrieden, besonders auch damit, daß sie keine Kinder hat, mit denen sie doch nichts anzufangen wüßte.

Anna hat Kinder, und ist erst recht damit zufrieden, daß dem so ist. Des Schwiegervaters, sowie der jüngeren Schwägerin Herz hat sie gleich erobert; mit der Schwierermutter ging es langsam, aber seitdem die alte Frau sieht, daß man „gelehr“ sei und doch seinem Haushalt gut vorstehen kann, hat sie sich beruhigt, besonders da sie sieht, daß ihr „alter Junge“, ihr Herzblatt, völlig glücklich durch seine Frau geworden ist.

Wieviel freilich der stürmisch jugendliche Geist ihres Sohnes gewonnen hat im Verkehr mit der ihm geistig ebenbürtigen, dabei aber ruhigen und besonnenen Frau, das vermag sie nicht zu beurtheilen; das wissen eher jene älteren Collegen Wandners, die Anna in ihrer Mädchenzeit schon gekannt haben, und die jetzt zuweilen die Köpfe zusammenstecken: „Ja, so eine Frau!“ Aber laut darf man's nicht sagen, sonst wird Frau Anna böse.

Nachdruck verboten.

Die gute alte Zeit.

Von Helene Pichler.

Sie gute alte Zeit! Bei Gelegenheit eines Kinderfestes ward ich von den kleinen einer guten Freundin bestürmt, zu ihren Gunsten die geheimnißvolle, mächtige Kiste mit den knallrothen, tellergroßen Rosen daran, — das kleine Volk wußte ganz genau, in welcher Ecke des verstaubten, schwulen Hausbodens dieses vorhundertjährige Ungetüm stand, — zu öffnen und nach bunten Raritäten zu suchen. Der Schlüssel knarrte im Schloß, vor den gierigen Bliden der Buben und Mägdlein kam allerlei hunderterjähriger Tand zum Vortheile, aus welchem Staub und Mottengezücht aufwirbeln. Mit Houben und Tressen, weißen Perücken und verschossenen Seidentüchern zog jubelnd das junge Volk ab; für mich selbst aber hatte ich auch etwas gefunden, das ich sorgfältig mit in mein Zimmer nahm; und hier, während die Jugend unter grünen Bäumen mit allerlei grotesken Verzimmungen sich erlustigte, vertieft ich mich in der Urgroßmutter Art und Weise durch — ihr Kochbuch. Wahrschafft, die Urgroßmutter, die ehrenwerthe und tugendhafte Frau Doctorin Julchen Schröder in Botenem, ist mit fünfzehn Jahren geheirathet worden ist“, hatte dieses Buch von ihrer Frau Mutter, der Gutsbesitzers-Hausfrau Hedwig Trautmann zu Wehlendorf in Medleburg, als Vervollständigung des Heiratsbuchs, mitbekommen, wie solches auf der ersten Seite des vergilbten Buches mit steifen, durch viele Schwänzelien verzierten Buchstaben deutlich zu lesen steht.

Natürlich ist das Buch in Schweinsleder gebunden, das Papier zeigt die Farbe dunklen Handschuhleders, ist aber noch fest und wird wohl über manches Jahr der weißpapieren Herrlichkeiten des neunzehnten Jahrhunderts hinwegstehen. Der Titel lautet: „Unterricht für ein junges Frauenzimmer, so Kluge und Haushaltung selbst beorgen will, aus eigener Erfahrung mitgetheilt von einer Hausmutter. Magdeburg, bei Johann Adam Creuz.“

Abgegeben von der mit verblaßter Tinte geschriebenen, schön geschönderten Widmung der Ur-Urgroßmutter Hedwig an ihre fünfzehnjährige Tochter Julchen, befindet sich in dem ehrwürdigen Buch eine gedruckte Widmung von der Verfasserin an ihre „jüngere Freundin Emilie“, und ich bin überzeugt, daß diese, mit immerdar gültigen Regeln für Hauswirtschaft und anmutige Hausfruchtigkeit ausgestattete Widmung auf besagte Emilie vor 150 Jahren tiereten Kindred machte, als heutzutage die Widmung eines Gedicht- oder Novellenbandes, welcher einen hochberühmten Namen an der Stirn trägt, auf eine schöne Frau „aus der Gesellschaft“. Ich bin ein echtes Kind meiner Zeit und nichts liegt mir ferner, als zu moralisiren in einer Gegenwart, die so ungeheure Ansprüche an die weibliche Leistungsfähigkeit in körperlicher, geistiger und auch moralischer Hinsicht stellt; aber ich leugne nicht, daß einzelne Sätze aus der veralteten Widmung mich tief ergriffen haben. Wer wogte es, einer unterlobten jungen Dame von heute folgende Dinge zu sagen: „Ich gebe Dir die versprochene Unterweisung in Wirtschaftsachen, weil Du bei dem frühen Tode Deiner Mutter keine Gelegenheit gehabt hast, gründlichen Unterricht in solchen Sachen zu erhalten, und es doch die wichtigste Pflicht eines jungen Frauenzimmers ist, eine gute Wirthin zu sein, weil sie dadurch im Stande ist, ihrem künftigen Gefährten des Lebens ruhige und vergnügte Tage zu schaffen.“

Natürlich enthält das schweinslederne Kochbuch nach unvergänglicher Mode nicht nur eine, sondern zwei Vorreden, die nach ebenso unvergänglicher Mode das Datein des Buches zu rechtfertigen suchen; triftigere Gründe hatte aber niemals eine „Schriftstellerin“ in's Feld zu führen. Die Verfasserin schreibt: „Dieses Werkchen hatte ich zu meinem eigenen Gebrauch niedergelegt; nachher gab ich selbiges, aus Liebe, einer verwaisten jungen Freundin. Sie zeigte solches anderen Freundinnen, welche sich Abschriften davon zu machen wünschten. Da es nun sehr mühsam gewesen, dergleichen Abschriften machen zu lassen, so habe ich lieber das ganze Werkchen dem Druck übergeben, in der Hoffnung, daß dasselbe vielleicht mehreren Personen nicht missfallen oder unmöglich sein möge“ — und weiter: „Zum Bechluß habe ich eine Anweisung zur Fertigung guter Butter und Käse, desgleichen auch eines guten Kesselbieres angehängt, für Frauenzimmer so auf's Land verheirathet werden mögen und für die dieses natürlich sein dürfte.“ Welcher von den verheiratheten „Herren der Schöpfung“, von den unverheiratheten ganz zu schweigen, ließe sich heute „ein gutes selbstgebrautes Kesselbier“ gefallen? Ich möchte der allerbesten Haustfrau des neunzehnten Jahrhunderts nicht raten, das Wort „Kesselbier“ vor den Ohren des strengen Herrn Gemahls zu nennen. Wie nun verfuhr die Urgroßmutter beim „Brauen eines guten Kesselbiers“? Im Anhang des Buches wird Aufschluß gegeben:

„Da es öfter an Gelegenheit fehlt, gutes Getränk zu bekommen (samt heute nicht vorkommen!) Anmerk. der Verfasserin dieser Skizze), zumal, wenn man von der Stadt entfernt wohnt, oder wenn man es ja bekommen könnte, solches im Sommer doch halb sauer ist, so dürfte es sehr nützlich sein, wenn man sich solcher Gestalt selbst mit dem Bierbrauen helfen kann. Man kann ein gutes Bier brauen, wenn man folgende Gefäße in der Wirtschaft führet. — 1. Einen eingemaerten Kessel. 2. Einen Brauständer von Eichenholz, so unten einen festgemachten Boden und hernach noch einen, so mit Löchern versehen ist und der dicht an die Stäbe anschließen muß, aber auch beweglich ist und herausgenommen werden kann, solcher der Stellboden heißtet. Zwischen diesen beiden Boden ist ein Zapfloch, worein man einen hölzernen Biehan stedet, den man auf- und zudrehen kann. — 3. Einen Böttich, darin das Bier zum Stellen kommt u. s. w. u. i. w.“

Ganz abgelesen von den auf 17 Drucks Seiten eingehend besprochenen Eventualitäten, Regeln, Warnung vor Mühlungen des Kesselbieres, „solches von Wasser, gutem selbstgedarren Gersteunmalz und wo solches nicht thunlich doch von aufrichtigen Leuten gelauft wird, von denen man weiß, daß sie gutes Gersteunmalz halten, von Hopfen, Weizenmehl und guter Bärme gebraut wird“ und welches Kesselbier in Hinsicht der Billigkeit keineswegs den Vergleich mit unseren süd- und norddeutschen Lagerbieren à Glas 15 Pfennige aushalten dürfte, obgleich „das Malz einige auf den Scheffel 60 Pfennige rechnen“, so gibt die vorläufige Verfasserin für besonders sparsame Gemüther außer Verhaltungsmaßregeln beim Sauerwerden des Kesselbieres auch ein Recept zu einem „Bier ohne Malz zu brauen, welches zu versuchen stünde.“ „Man nehme 3 Eymier voll stehendes Wasser und loche solches eine halbe Stunde.



Sturm an der Iddotischen Küste. Nach einem Aquatintaradierungen von Franz Giese. — Siehe Seite 470.
In der Preis-Gewinnung der Illustrirten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Ernährung ausgezeichnet.

Als dann wird das Feuer auf etliche Minuten weggenommen und 1½ Pfund gelber Zucker hineingeworfen und wieder Feuer angeleget, bis das Wasser wiederum anfangen will zu kochen, wozt man es jedoch nicht kommen lassen soll. Wenn es verkühlt hat, wird ein Teller voll guter Butter dazu gehabt und mit einer reinen Rüthe wohl umgerührert. Wenn es eine Nacht gestanden und wohl gegöhren hat, wird es von den Hefen gereinigt und wohl auf Butterthee gezogen, in welche man ein paar kleine Stücke Zitronenschale wirft und leicht zugeklopft. Es soll dieses ein gutes, besonders im Sommer sehr wohlschmeidendes Bier sein."

Ogleich die Verfasserin bei diesem aus Zuckerwasser und Hefen bestehenden "Biere" jede Garantie ablehnt, so findet sich doch von Urgroßmutter Hedwig's Hand die Randsmerkung hinzugefügt:

"Liebes Julichen, diesem trage nicht zu sehr, sondern verzieh."

Der Butter- und Käsezubereitung sind 22 Druckseiten zugestanden, und sehr ernsthaft wird gewarnt, wenn die Butter „etwa einen bitteren Geschmack oder sonstigen nicht geratzen will, solches nicht gewöhnlichem Aberglauben zuzuschreiben, wie viele Landleute ihnen und davon es doch nicht entsteht.“ Man sieht, die aufgelärtte Hausfrau ist bemüht, Bildung zu verbreiten. Sie ist aber auch eine echte Evatochter, welche über der Schönheit der Seele keineswegs die Schönheit des Leibes verhäumen darf. So finden wir in dem ehrwürdigen Buche eine ganze Reihe vieler Schönheitsmittelchen, „um des Leibes Wohlgehnlichkeit zu wahren, was einem jungen Frauenzimmer sehr wohl ansteht.“ Außer einer seltsamen Seife, welche ein seines Gesicht machen soll, und die aus Milch, Mandeln, Rosenwasser, Weinstein und Kroischlaich-Wasser hergestellt werden muss, wird ein „Waschwasser, solches sehr gut beim Buntwerden“ mitgetheilt und vor Allem gerathen, „Schneewasser so im März fällt aufzubewahren, weil es eine schöne weiche Haut macht.“

Während unsere Davidis über dreißig Recepte von Fleisch- und Fischsuppen gibt, tannte unsere Urgroßmutter deren nur sechs, wohl aber wußte sie dafür über vierundzwanzig verschiedene Milchsuppen und Mehlsuppe zu Kochen. Dass solche Suppen nicht gerade kostlos gewesen sein müssen, beweist „die schöne Suppe“, welche der Hausherr nach dem beigedruckten Zeugniß besonders gern gegessen hat, und welche aus gleichen Theilen starken Weines und schwarzen, gebrannten Kirschwassers, Zucker und so viel Eddotter besteht, daß „die Suppe das wird.“ Wir würden die Suppe einen sehr starken Gierpunkt nennen. Dazu als der Herr Gemahlfrau „Hammlatsaldaunen mit Kohl.“ Wohl bekommt's! Immerhin dürfte es uns besser behagen, als das gewiß nur von sentimentalischen Jungen gewordigte „Roenbrodi, so in Milchsuppen gebrodet wird. Man nimmt sehr schöne rothe Rosen, ziehet sie durch, daß kein Wurm darinnen sei, hacet sie recht klein, metet sie mit Mehl zusammen und macht Küchelschen davon, so man beim Bäcker trocken werden läßt.“ Mit Blumengeschmack hat es unsere treuliche Köchin überhaupt sehr viel zu thun; sie locht Rosentafel und Blumenkasten um „vielerlei Spesen zu würzen“; daß die ehrlichen deutschen Gewürzfrauen Thymian, Lavendel, Melisse, Salbei, Portulak u. s. w. bei ihr in hohem Ansehen stehen, ist selbstverständlich. Aber sie kennt auch die Feinheiten der hohen Schule, denn eine ganze Abtheilung ihres Buches widmet sie den „zum haut gout gehörigen Sachen“, und da wimmelt es von Ingredienzien, die den Gourmand in Enzücken versetzen. Sie weiß mit Trüffeln und seinen indischen Gewürzen umzugehen, daß es eine wahre Kunst ist, die Krebs gebraucht sie nur schockweise, will sie aber stets „lebendig im Mörchel zerkloßen“ wissen, „was den Geschmack erhöhet“, und die Austern liebt sie so sehr, daß sie umständliche Anleitung gibt zu „Austerpulver“ und räth, „Austerpulver“ anzufertigen für die Zeit, wo es an dem edlen Muschelthier fehlt. Ein hohes Lied singt sie dem Spargel und der Artischocke, „sie seyn bey einer feinen Tafel ersten Ranges, alle übrige Autoft aber zweiten“, und in besonderem Ansehen stehen die Schneden, die mit Eiern, Majoran und Muskatblüthe zubereitet werden und in ihren sauber gepflegten Häuschen servirt werden sollen. Dass eine so hochgebildete Köchin die Kroischschädel als etwas Lederes kennt und mit einer Schildkröte („so man aber nicht hängt bekommen kann“) umzugeben weiß, wird nicht überraschen. Interessant dürfte es aber doch sein, die Bestandtheile einer Kroischuppe, „so gut für Leute, welche eine schwache Brust oder den Husten haben“, weiteren Streifen zugänglich zu machen; diese sind: 1 Schildkröte, 12 Kroische, 12 Schneden, 6 Krebse, „alles lebendig und von mittlerer Größe“, 1 Pfund Kalbsleisch, eine Hand voll Körbel, eine Hand voll Gänseblumen, eine Hand voll Wegerich, eine Hand voll Quatenwurzel (so in einem übel gepflegten Garten zu finden sind) und 1 Löffel rothes Sandelholz.

Während die Küchenkunst der Gegenwart alle Lebensmittel auf ihren Nährgehalt prüft und sorgfältig bedacht ist, denselben zu erhöhen, will die Hausfrau vor 150 Jahren alles frische Fleisch eine gute Stunde wässern, und wenn dazu die Zeit fehlt, das Fleisch mit kaltem Wasser ansetzen und nichtig überkochen lassen, welches erste Wasser dann weggeschlossen wird. O heiliger Liebig! Drebst Du Dich nicht im Grabe um? Doch ich lasse nichts auf die Ur-Urgroßmutter kommen, sie war eine Frau, welche echte Perlen in mehrfacher Schnur um den Hals trug, wie aus der Anweisung, „aechte Perlen zu reinigen“, hervorgeht, und die, nachdem sie ihren Schnud für die Gesellschafts-Saison hergerichtet, verschossene Seidenkleider „aufgefärbert und echten Kloß wie neu hergestellt“ hat, mit ihrem Geiste daran geht, für den Winter die Decken umzusehen und höchst eigenhändig die Rügen mit Lehmband und Berg zu verfestmieren. Von dem Seifeloch und Lickerziehen, dem Brodboden, Spinnen, Weben, großer Wäsche und ähnlichen Dingen will ich lieber schweigen. Wir sind eben Töchter einer anderen Zeit.

Nachdruck verboten.

Mari Therese, Prinzessin Ludwig von Baiern.

Eine biographische Skizze zu den Porträts auf Seite 465.

Von Eugenia Gräfin Ballerstrem.

Naturgemäß richten sich die Augen der weiblichen Bevölkerung eines Reiches vor Allem auf die hohe Frau, welche als Gemahlin an der Seite des regierenden Fürsten den höchsten Rang bekleidet, denn ihr Thun und Treiben, ihr Denken und Handeln gelten mit Recht als Beispiel und Richtschnur für die Frauenwelt, die ihr unterthau ist.

Das Königreich Baiern besitzt derzeit keine regierende Königin. Die Königin-Mutter Maria lebt längst ganzlich fern der Welt. König Otto ist unvermählt, und die Gemahlin des Prinz-Regenten, die Erzherzogin Auguste von Toskana, weilt schon seit dreißig Jahren nicht mehr unter den Lebenden. So richten sich die Augen der loyalen Baiern natürlich auf die Gemahlin des präsumtiven bairischen Thronfolgers, des Prinzen Ludwig, ältesten Sohnes des Prinz-Regenten, auf Ihre Kaiserliche Hoheit die Prinzessin Marie Therese, welche durch hervorragende Eigenarten des Herzens und des Geistes in der That beweisen scheint, einen Thron zu schmücken.

Die hohe Frau ist am 5. Juli 1849 als Tochter des verstorbenen Herzogs Franz von Modena, Erzherzogs von Österreich-Este, und der Erzherzogin Elisabeth, geborenen Erzherzogin von Österreich (Tochter des Erzherzogs Joseph, Palatin von Ungarn) geboren. Schon im December ihres Geburtjahrs verlor das zarte fürstliche Kind den Vater, — der Erzherzog Ferdinand starb und hinterließ eine achtzehnjährige Witwe, deren Schönheit am Kaiserlichen Hofe zu Wien berühmt war. Dieselbe vermählte sich zum zweiten Male 1854 mit ihrem Better, dem Erzherzog Karl Ferdinand von Österreich, Sohn des berühmten Erzherzogs Karl, des Siegers von Aspern, und aus dieser Ehe erblühten der Erzherzogin Marie Therese vier Geschwister, drei Brüder und eine Schwester, die Erzherzogin Maria Christine, welche jetzt als Königin-Regentin von Spanien so hervorragende Herrscherbegabungen entwickelt.

Am 20. Februar 1868 vermählte sich die damalige Erzherzogin von Österreich-Este mit dem Prinzen Ludwig von Baiern, welchen der tragische Tod des Königs Ludwig II. zum präsumtiven Thronerben des Königreiches machte. In ihrer unzehnjährigen, überaus glücklichen Ehe beschiente Prinzessin Marie Therese ihren hohen Gemahl mit elf Kindern: Prinz Rupprecht, geboren am 18. Mai 1869; Prinzessin Adelgunde, geb. 17. October 1870; Prinzessin Maria, geb. 6. Juli 1872; Prinz Carl, geb. 1. April 1874; Prinz Franz, geb. 10. October 1875; Prinzessin Mathilde, geb. 17. August 1877; Prinz Wolfgang, geb. 2. Juli 1879; Prinzessin Hildegard, geb. 5. März 1881; Prinzessin Rothburga, geb. 19. März 1883, gestorben 24. März 1883; Prinzessin Wilhelma, geb. 10. November 1884; Prinzessin Helmuta, geb. 22. März 1886. Mit diesen beiden jüngsten Prinzessinnen stellt das Bild, das diese Nummer schmückt, die fürstliche Frau dar, deren Eigenarten als Gattin und Mutter sie zum leuchtenden Beispiel für Höhe und Niedere erheben, deren Wohlthätigkeit im Stillen unermüdlich wirkt, deren Herzengüte, persönliche Liebenswürdigkeit, Anmut, einfacher Sinn und Wohlwollen Alle mit unlöslichen Herzensbanden an sie fesseln, die ihr näher zu treten das Glück haben.

Reben diesen schönen inneren Eigenarten und einem wahrhaft vornehmern, höchst einnehmenden Aussehen besitzt Prinzessin Marie Therese von Baiern Talente, welche ihr jede Stunde erhellten und bekräften. Die hohe Frau besitzt eine ganz hervorragende Begabung für Musik, malt Landschaften und Blumen in Öl und Aquarell mit ebenso großer Fertigkeit als feinstem Verständnis, und besitzt als Botanikerin die Kenntnisse eines Gelehrten.

Ob nun die Zukunft hinter ihrem Schleier für Prinzessin Marie Therese die Königsrone birgt oder dieselbe erst ihrem Sohne auf die Stirn drücken wird, — sie steht jetzt schon in jener Majestät da, deren Stempel Gott denen aufdrückt, die er am höchsten stellt zum Beispiel für die Anderen. Und wenn Demand würdig ist, auf diesem Platze zu stehen, so ist es die Prinzessin Marie Therese von Baiern, und glücklich das Land, das zu ihr emporshauen darf, auf die des Dichters Wort so herrlich pocht:

„Das ewig Weibliche zieht uns hinan!“

Nachdruck verboten.

Vom Pariser Gesellschaftsleben.

Von Eugen von Jagow.

Außer Thema ist so inhaltreich, daß es zum Mindesten eines stattlichen Bandes bedürfte, um es eingemessen zu erschöpfen; ja, wenn man es nicht bei dem unter dem häufigen Wechsel der Regimes geschichtlich Gewordenen bewenden lassen, sondern auch dessen Ursprünge und Werden berücksichtigen wollte, so wäre ein zweiter, nicht minder umfangreicher Band unumgänglich nötig. Damit dies Werk auf „der Höhe der Situation“ wäre, müßte es das Ergebniss einer Zusammenarbeit von einem Franzosen und Ausländer sein, denn jener urtheilt nicht unbefangen genug, diejenem verständigen, wenigstens wenn er Deutscher ist, Haß und Argwohn manche Quelle der Lehrkunst. Die deutsche Colonie in Paris hat mit den Einheimischen in der That fast gar keinen geselligen Verkehr, und selbst die Herren der Gesellschaft besuchen kaum mehr, als die offiziellen und somit nichttagenden Feste. Was wir Deutsche gegenwärtig von diesem Gesellschaftstreiben wissen, verdanken wir aufsälligen Verbindungen, einem offenen Auge, einer sehr emigen Lecture der modernen Literatur und Prez-erzeugnissen und schließlich indirekten Beziehungen, d. h. den Mitgliedern anderer fremdländischen Colonien, welche mit der Pariser Gesellschaft lebhafte Verkehren und, speziell die amerikanische, geradezu tonangebend sind. Es ist in der That unlesbar, daß das amerikanische Geldproszenium den vornehmen Pariser nicht nur in den Hintergrund gedrangt, sondern im Laufe der Jahrzehnte auch sehr zu seinem Nachtheile verändert hat. Von seinen chemischen bevaleresten Eigenschaften, welche diese gehässige Verfolgung des in Paris weilenden Deutschen sicherlich unmöglich gemacht hätten, von seiner Eleganz, von seiner Höflichkeit, von seiner geistvollen Flauderei ist kaum mehr eine Spur vorhanden.

Die vornehme Pariser Gesellschaft hat nicht nur ihre Jahre, sondern auch bereits ihre durch die Mode und Convenienz ziemlich streng vorgeschriebene Tages-Einteilung. Ein Pariser oder eine Pariserin, die „sich respectiren“, werden im Winter schwerlich eine der großen Theater-Premieren von Dumas, Bailleron und Daudet oder eine der großen Wohlthätigkeits-Vorstellungen verläumen; sie sind an den sogenannten Abonnemens-Tagen der großen Oper und der Comédie wie eine treue Schildwache auf ihrem Posten, um mit ihrem Kunsthinn, ihrem Zwischen-Geschebe und ihren Toiletten zu glänzen und sich als wichtiges Glied des Tou Paris demonstrativ auszuweisen; sie wohnen selbstverständlich der Eröffnung des „hip-

pischen Wettbewerbes“ und des Salon bei, sie glänzen im Juli am Tage des Grand Prix auf einer ausserleichten Tribüne, sie thun, als wenn das National-Fest, an dem sich der Arme billig und schlecht ergötzt, sie entsetzlich langweille, und sie flüchten dann in die Modebäder, wie Trouville, Dieppe, Biarritz und Air-les-Bains, um dort spottwenig ihrer Gesundheit und um so mehr dem zweitbesten Kästchen, dem Welt- und Spielensel und dem zu huldigen, was der Engländer Flirtage nennt. Und kaum ist es mit dem sonnigen Badeleben vorüber, so beginnen wieder die Winter-Toiletten-Sorgen, man denkt schmücklich der in Paris etwas heruntergekommenen Ball-Vergnügungen, der Abend-Gesellschaften, des five o'clock, der receptions, der diners intimes, der zu veranstaltenden Wohlthätigkeits-Bazare. Das Pariser Leben beginnt von Neuem, wenn man es nicht vorzieht, in Nizza und Cannes oder in einem Pyrenäen-Bade den Winter zum Sommer zu machen.

Das ist in großen Zügen die Jahres-Einteilung des Pariser high life. Aber, wie gesagt, auch an einer Tages-Einteilung fehlt es nicht, und, — höchst merkwürdig! — die Boulevard-Presse beginnt bereits, dieselbe, wie das tägliche Menu der Haushalte, vorzuschreiben und damit den armen, freilich nicht sehr bedauernswerten Pariser Menschenkindern das letzte bischen Freiheit, welches ihnen die Mode bisher noch gelassen hat, ganzlich zu verklummen. Ich glaube nicht, daß man sich in Deutschland derart unmannish liege, aber, wie gesagt, wer sich freiwillig seiner Freiheit begiebt, ist unendlich weniger bedauernswert, als die armen, klügeren, gefiederten Sängernden selbst der goldene König ein Gefängniß bleibt.

Die Tages-Einteilung wechselt natürlich mit der Jahreszeit; das berühmte Boulogne-Gehöft, dessen maristofatischer Mitbewerber das Bois de Vincennes ist, kostet Equipagen, Spaziergänger und Reiter nur bei günstigem Wetter und zu bestimmten Stunden. Ein Frühstück des Blumenmarktes vor der Madeleine ist im Frühjahr und Sommer fast die rigueur; die Damen beider Welten und der galante Cavalier sind dort so „assisus“, wie während der Messe in einer Modelkirche und während der Predigt eines berühmten Modepredigers, der mit Vorliebe weibliche Themen wählt und diese nur in einer langen Reihe von Vorträgen erschöpft. Der berühmte Pater Didon, der ein so vorzügliches Buch über Deutschland geschrieben hat, übte noch vor wenigen Jahren dieselbe Anziehungskraft aus, wie der Pater Hyazinth unter dem dritten Napoleon, oder der von Pailleron in „der Welt, wo man sich langweilt“, so trefflich charakterisierte Professor Caro von der Sorbonne bis zu seinem jüngst erfolgten Tode. Ein Besuch des Hotel Drouot, des großartigen Bersteigerungs-Locales, ist für das sogenannte kunststümige Paris, — und wer zählt sich nicht dazu! — an gewissen großen Tagen ganz unbedingt nothwendig. Den dort erstandenen Curiositäts und Gemälden von wirtschaftlich oder eingebildetem Werthe räumen die Finanz-Barone und alle diejenigen Mäcene, welche es ihnen in Bezug auf Gastmäher und üppige Feste an massiver Pracht gleichthun wollen, ganze Säle und Gabineis ein. Letztere müssen das erleben, was das Gespräch an Geist und Originalität zu wünschen übrig läßt. Am Hotel Drouot läßt Sarah Bernhardt und so manche noch auffallendere Dame ihr Mobiliar und ihren Schnud versteigern. Es gehört folglich zum guten Ton, daß eine Dame der guten Gesellschaft diese beaux restes einer meist durch zweifelhafte Mittel gewonnenen Herrlichkeit weit über deren Werth erhebt und sich damit triumphirend schmückt. Immer der böse Reid, welcher auch die wachsende Leidenschaft der vornehmen Dame für das Liebhaber-Theater, wo sie in Kostüm, Spiel und Frivolität mit den Schauspielerinnen en vogue rivalisiren kann, und die immer schwangeren Grenzlinien zwischen der guten und zweifelhaften Gesellschaft nur zu sehr erklärt. Von den Empfängen und Ballen mit ihrem steifen Ceremoniell flüchten die Herren in die Clubs und Circles, und von dort in die Arme einer Angebeteten, welche es den eiferstüdigen Frauen und Bräuten an Gepränge aller Art weit zuvorthut.

Die Tageseinteilung des gesellschaftlichen Codex schlägt ihre Schläfen ferner in die Gerichtsäle, wo die causes célèbres oder scandaleuses verhandelt werden, und diese ungeheure Neugier, welche neuerdings auch mit hypnotischen Experimenten und widerwärtigen Schaustellungen epileptischer und nervöser Kranken ihr gefährliches Spiel treibt, wandelt sich schnell in eine reclamebauste Behagtheit seines vergötterten „ich“, die man als weiblichen Herostratismus bezeichnen könnte. Man öffnet dem Reporter des Gil Blas und anderer standhaftigen Boulevardblätter nicht mehr die Hintertür, sondern à deux battants den Haupteingang, und veragt ihm weder ein vielverheißendes Lächeln und goldene Worte, noch goldenen Lohn, wenn er auf der ersten Seite den Toiletten, den Talenten und der Schönheit der Dame vom Stande in blößstündig prunkenden Phrasen huldigt. Freilich gibt es auch einen männlichen Herostratismus, das den entarteten, weil unthätigen jungen französischen Adel bis zur Rivalität mit dem Circus-Künstler und Clown entwirkt.

Doch für heute genug von der Tageseinteilung, wie sie sich durch die gesellschaftliche Mode herausgebildet hat, und die, trotz ihrer scheinbaren Mannigfaltigkeit, doch entsetzlich öde ist, weil alle edleren Genüsse, zu denen Kenntnisse und Liebe zur Kunst die Voraussetzung sind, ungenossen bleiben und Alles nur auf die Befriedigung der persönlichen Eitelkeit und auf Schein und Tand hinausläuft. Wie könnte es auch anders sein! Im Gegensaß zu den kleinen Bourgeoisie gibt es in den vornehmen Klassen von Paris, in dem durch einen unverhofften Wechsel der Regierungsform, tritt an dieser traurigen, von den Romanciers und den dramatischen Dichtern bis zum Ueberdruss geschilderten Thatsache gewiß auch einen nicht geringen Theil der Schuld. Noch verhängnisvoller aber sind das falsche und, wie es scheint, unausrottbare Erziehungssystem Frankreichs und eine durchaus naturewidrige Eheziehung, welche in Verbindung mit dem überhandnehmenden Club-Leben der Herren und der Ausschließung der anständigen Frauen aus den Pariser Cafés, die Auflösung des Familienebens und den Ehebrüchen in allen Formen nothwendig zur Folge haben müssen. Man schlägt seine Kinder während ihrer geistigen und körperlichen Entwicklung in die ungehinderten Klostermauern der Internate ein, wo Nebenlust an Verführung und Mangel an Lust und treuer Pflege die Regel ist, und wundern sich nachher, daß sie, mit unheimlichem Wissen volgescropst, bei ihrem Eintritt in die Welt ohne Erfahrung und Menschenkenntniß ihren bösen Instinkten waffen- und urtheilos zum Opfer fallen, zu Verschwender, Büttlingen und Nichtsnutzern werden und ihren

höchsten Triumph darin suchen, sich von einer Operettensängerin en vogue zu ruinieren zu lassen, eine Spielbank zu sprengen, ein Duell durchzufechten, das trock seiner Gefahrlosigkeit wochenlang von der Boulevard-Presse besprochen wird, oder gar Deputier zu werden, wozu in Frankreich im Allgemeinen weder Charakter, noch gründliche Kenntnisse erforderlich sind.

Um über die meist aus Geld- oder Familienrücksichten geschlossenen Ehen zu sprechen, — im Gegenzug zur englischen Sitte stehen sich die „Liebenden“ vor der Verlobung nämlich oft kaum zwei- bis dreimal! — fehlt mir heute selbstverständlich der Raum, und zwar um so mehr, als auch die Ehevermittlungs-Bureau und — eine neue Errungenschaft der seit wenigen Jahren eingeführten Ehescheidung! — die Agenturen zum Ende oder Fabrikaturen von Ehescheidungs-Gründen eine ausführliche Berücksichtigung verdienen. Die Zahl der Ehescheidungs-Prozesse, mit denen die französischen Gerichte sich bisher zu beschäftigen hatten, ist nämlich geradezu Schrecken erregend.

Ich habe in Vorstehendem versucht, all die Punkte zu berühren, welche in ferneren Aufsätzen ausführlicher zu behandeln wären, und zwar mit dem Bewußtsein, daß mein Verzeichniß nicht annähernd vollständig ist. Während der Behandlung der verschiedenen Formen und Erscheinungen des Pariser Gesellschaftslebens kommt einem ja nothwendig immer Neues in den Sinn. Möchte ich auf den guten Willen der Leser, meine Aufsätze nachsichtvoll zu beurtheilen, eben so sicher rechnen können, wie sie auf den meinen, immer Neues bringen und die unvermeidlichen Lücken allmäßig ausfüllen zu wollen.

Verschiedenes

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Sturm an der schottischen Küste. Von Hans Gude. In der Preis-Concurrenz der Illustrirten Frauen-Zeitung durch ehrenvolle Erwähnung ausgezeichnet. Siehe Seite 468. — Unseren Lesern wird das Bild desselben Künstlers, einen Binnensee in Schottland darstellend, welches wir vor einigen Monaten veröffentlichten, noch in Erinnerung sein. Dasjenige, welches wir heute vorführen, bildet eine Ergänzung desselben; sie beide vereint geben den landschaftlichen Charakter Schottlands vortrefflich wieder. Dort die idyllische Einheit, der sille Friede des rubigen Wasser-Spiegels der Hochlandseen, hier die wilde Großartigkeit der Helfenküste, von der brandenden Meereswoge umspült. Der Charakter eines Landes ist der Charakter seiner Bewohner. Der stolze Unabhängigkeitsgeist der Schotten, der sich in Jahrhunderten langen Kämpfen mit England bewährte und der noch heute, trotz der Vereinigung der drei Königreiche, in zahlreichen gesellschaftlichen und bürgerlichen Eigenthümlichkeiten Schottlands zum Ausdruck kommt, konnte sich nur inmitten dieser großartigen und ernsten Natur entfalten.

Kunstgewerbliches

Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche gesetzlich geschützt sind.

Der Zopf im Kunstgewerbe. — Was ist Zopf? So weit der Ur begriff des Wortes, das aus Haaren bestehende Geschlecht, in Frage kommt, ist die Antwort sehr leicht: ganz anders verhält es sich aber mit der Erklärung dieses Wortes, wenn es in stilistischer Anwendung zur Charakterisierung eines Kunstwerkes gebraucht wird.

Weitere und selbst neue Reisebeschreibungen verschaffen nicht, namentlich bei Beschreibungen von Bau-Denkmälern, die, aus früher Zeit stammend, später eine moderne Ausstattung erhielten, uns aufmerksam zu machen, daß der schöne Bau, aus dem und dem Jahrhundert, später verzopft wurde. Je weiter wir in der Kunstgeschichte unserer Zeit zurückgehen, desto größer erscheint das Gebiet, das dem Zopfe zugewiesen wurde. Noch zu Beginn der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts wurde Alles, was die Kunst der Architektur vom siebzehnten Jahrhundert an hervorgebracht hatte, zum Zopf gerechnet. Später schneidet man davon den Zeitraum der Renaissance ab, und dem Zopfe blieb nur das siebzehnte und achtzehnte Jahrhundert. Mit dem fort schreitenden Kunst-Studium wurde das siebzehnte und die erste Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts dem Barock- und Rococo-Stil zugewiesen und das Gebiet des Zopfes wieder wesentlich beschränkt. Wenn man heute gefragt wird, welche Periode unter „Zopf“ eigentlich verstanden wird, so müßten wohl die Meisten ihre Unwissenheit in dieser Bezeichnung eingestehen. Die Bezeichnung „Zopf“ in der Cultur- und Kunstgeschichte ist ein Schimpfwort, das, wie die meisten Wörter dieser Art, mit ebenso viel Recht als Unrecht gebraucht wird, und gerade von der Seite am meisten, auf welcher man am wenigsten gewohnt ist, für jedes Wort einen festen Begriff zu bilden.

In Frankreich hat man für die Cultur- und Kunst-Perioden des achtzehnten Jahrhunderts eine Eintheilung nach den Königen gemacht, und man spricht dort von einem Stile Ludwig's XIV., Ludwig's XV. und Ludwig's XVI. Die ersten Perioden decken so ziemlich das, was wir Barock- und Rococo-Stil nennen. Für die Periode Ludwig's XVI. fehlt uns eine eigene Bezeichnung, aber das Wort Zopf läßt sich nie und nimmer darauf anwenden. Die Zeit Ludwig's XVI. hat ihre besonderen Eigenthümlichkeiten, die in der Formensprache der Kunst sich einen adäquaten Ausdruck geschaffen haben.

Im Jahre 1748 wurde Pompeji wieder entdeckt und das klassische Alterthum zum zweiten Male in seinen Denkmälern und kunstgewerblichen Erzeugnissen uns nahe gerückt. Zwanzig Jahre später begann der Unabhängigkeitskampf der Vereinigten Staaten und die Anbahnung der ersten großen, modernen Republik. Diese Ereignisse bewegten die ganze gebildete Welt, und man darf sich nicht wundern, daß in der Kunst die Bewegung zum Ausdruck kam. Wenn man auch noch unter Ludwig XIV. sich einbildete, vollständig den Geist der Antike, wie ihn die Renaissance sich dachte, zum Ausdruck zu bringen, so ver-

suchte man eine solche Behauptung unter Ludwig XV. auch nicht einmal zum Schein mehr. Der Geist der Kunstschöpfungen jener Zeit, dieses Aufgehen aller Strukturen in Schnörkelwerk hatte wahrhaftig mit der Antike auch nicht das Geringste mehr gemein.

Die Aufnahme klassischer Formen der Antike in das Kunstgewerbe unter Ludwig XVI. wuchs nicht in consequenter Fortbildung aus dem vorhergegangenen Kunst-Stil heraus: sie zeigte ein seit der Antike unbekanntes Element, das abschreckend und von außen her ihr zu kam. Daß man an der Wiederaufnahme dieser Formen Gefallen fand, dazu trug die allgemeine Erwartung besserer Regierungs- und Staats-Formen bei, die man sich in den alten Republiken idealisierte, und die in den Unabhängigkeits-Bestrebungen der Amerikaner zum realen Ausdruck kamen.

Richts hatten die kunstgewerblichen Schöpfungen unter Ludwig XVI. mit denen aus der Zeit seines Vorgängers gemein, als die exprobte, geschulte Technik und den seinen Sinn für Verhältnisse und malerische Wirkung, den die Franzosen in langer Uebung sich angeeignet hatten. Dienen keinen Tact äußerten sie auch darin, daß sie nicht die antiken Vorbilder einfach copirten, sondern dieselben französischen, ihren sogenannten Nachbildungen französisches Blut und Leben einhauchten.

Wenn wir eine Umfrage halten über alles das, was in dieser Periode auf kunstgewerblichem Gebiete geleistet wurde, so werden wir denselben unsere Achtung nicht versagen können. Von „Zopf“ in beschimpfender Weise können wir da nicht reden. Die Möbel sind magerer, dürrer geworden, aber sie sind elegant und duftig; ihre Ausstattung erregt unsere Bewunderung, ihre technische Herstellung unsere Anerkennung. Die Bevorzugung seiner Holzarten, die zarteselirten Bronze-Montirungen, die Einlagen aus Porzellan u. dgl. atmen eine zarte Lust, zeigen eine Delicatezza, die uns entzückt und selbst der strengste Säulichter wird nicht viele constructive Fehler finden.

Viel Bewunderung haben die Künstler zu ihrer Zeit mit ihren Leistungen gefunden, aber diese Bewunderung ist mit ihrem Tode nicht erloschen; die Möbel jener Zeit sind heute genügt und werthvoller als zu ihrer Zeit, und die Ornamentstilistik jener Zeit, die uns einen tieferen Einblick in das gewähren, was man damals für schön hielt, wird keiner heute als „Zopf“ bei Seite legen.

Als die französische Revolution oben auf war, wurde das, was früher blos anregend wirkte und in geordneter Weise dem französischen Geiste einverlebt und vermählt wurde, die Antike, um ihrer selbst willen gefeiert und gepflegt; der Sansculotte an der Seine suchte den Spartaner des alten Hellas zu imitiren, und daraus entstand jene Absehnlichkeit in der Tracht, die man für unglaublich halten möchte, wenn nicht die vielen graphischen Denkmäler sie bezeugten.

Hier beginnt der Zopf, der einfältige, lächerliche, geschmaclose Zopf. Statt an die Natürlichkeit, hält man sich an Vorbilder und die Übertreibung tritt in die Lücken ein, welche das Nachbild vom Vorbild trennt.

Als nach der französischen Revolution, nachdem die Arbeiter vertrieben und zerstreut, der Gewerbesleib gelähmt und hunderttausende hingerichtet worden waren, — bessere Zeiten kamen, da hätte sich, wie man glauben sollte, auch das



Berliner Kinder-Moden. — Siehe Seite 471.

französische Kunstgewerbe wieder auf sich selbst beenden und seiner Vergangenheit gerecht werden können. Die französische Revolution hatte aber gerade lange genug gedauert, um die vielgefeierte alte Technik in Verfall kommen zu lassen, und ohne vorzügliche Technik giebt es kein Kunstgewerbe.

Wie armelig nach allen Richtungen hin sind die Machwerke aus der Kaiserzeit: Form und Gestalt, Farbe und Ausstattung. Alles läuft zu wünschen übrig. Die Phantasie ist flügellos geworden, der schönsten Arbeit sieht man eine gewisse Unlust, eine gewisse Scheu und Bangigkeit an; es schaut Alles so „besohlen“ aus, — der Kopf macht sich überall geltend.

Wie das Haar früher in die Flechten des Kopfes zusammengefaßt wurde und dadurch seinen natürlichen Ausdruck einbüßte, so erzieht Phantasie und Technik eingeeigt, ohne jene frohe und heitere Naivität, die zu plaudern und zu erzählen weiß von den Geschichten und Freuden dessen, der das Kunstwerk gemacht und es besessen hat. Dieser Verzicht auf alles Leben, auf alles Sprudelnde und Athmende und Lebendige des Lebens, der ist's, der uns an diesen Kunstwerken unangenehm berührt, so unangenehm, wie der Kopf am erwachsenen Manne.

Wenn wir durch die malerischen Straßen Nürnberg's gehen, da fallen hier und da einige Häuser auf, die, mit hohem Giebel und ihren vielen Fenstern, traurig auf das übrige Städtebild schauen: in den vierziger Jahren hat man ihnen den alten, schönen Renaissance-Charakter genommen und ein gotisches Kleid angezogen, das absolut nicht passen will; da hat der Kopf mitgesprochen. In München sollte um jeden Preis das schöne Rococo-Residenz-Theater ein griechisches Kleid erhalten, — so hat's der Kopf gewollt, er hat seine Absicht nicht erreicht. Auf dem Gebiete des Kunstgewerbes gab es wenig zu restaurieren (Kirchen-Möbel ausgenommen), da hat sich der Kopf in Neuschöpfungen versuchen müssen; er brachte es aber nur zu einem Zerrbild des Vergangenen und seine Schöpfungen werden in der Kultur-Geschichte wenig genannt und noch weniger gefeiert werden; längst ist Gottlob der Kopf gestorben, wenn man überhaupt von einem Sierben bei ihm reden kann.

Joseph Stockbauer.

Die hier abgebildete Vase, ein Meisterstück des modernen Kunstgewerbes, ist aus weißem Porzellan, die Henkel dagegen sind aus dunkelgelbem Glas. Die Ranten und Blumen, welche die Vase schmücken, sind in sogenannten Matisfarben gemalt, — ein Verfahren, das große Ähnlichkeit mit der gewöhnlichen



Porzellan-Malerei hat. Will man Matisfarben auch auf durchsichtigem Glase verwenden, so muß man zunächst eine genaue Zeichnung der zu bemalenden Stellen schwarz umranden und mit weißem Email ausfüllen. Dieser weiße Grund wird dann gebrannt, worauf dieselbe mit Matisfarben nach Belieben dekorirt werden kann. Die überaus gesäßige Form der Vase, sowie die geschmackvoll ausgeführte Decoration derselben stammen von Marie Kirschner's künstlerischer Hand.

Aus der Künstlerwelt.

Berlin. — Die Ausstellung moderner Stidereien im Dichtothe des Kunstgewerbe-Museums war zwar eine beeindruckende in Bezug auf die Zahl der Gegenstände, zeigte aber gewissermaßen die Blüte alles dessen, was unsere Zeit in der Kunstdiderei aufzuweisen vermag. Nur drei Damen hatten sich an der Ausstellung beteiligt, von denen Frau Elise Bender aus Wiesbaden und Fräulein Emma Seliger aus Berlin bekanntlich an der Spize von Kunstdiderei-Schulen stehen und sich bereits durch eigene Arbeiten, sowie durch diejenigen ihrer Schülerinnen einen bedeutenden Ruf erworben haben. Fräulein Seliger führte hauptsächlich Arbeiten ihrer Schülerinnen aus den verschiedensten Gebieten der Kunstdiderei vor, die von dem ersten Streben ihres Instituts vollständigen Beweis ablegten, während Frau Bender meist auf Bestellung gearbeitete Prachtstücke, wie Paravents, Fenster-Decorations, Portieren u. s. w. zur Anschauung brachte, in denen die künstlerische Intention mit der von vollendetem Meisterschaft zeugenden Ausführung sich deckte. Die dritte Ausstellerin, eine kunstfeste Dame Berlins, Frau Prof. Kaselowski, überraschte nicht nur durch die Schönheit, sondern auch durch die Fülle der jämmling mit eigener Hand gearbeiteten Gegenstände, und es verdient besonderen Dank, daß sie diese nur zum Schmuck ihres Hauses bestimmten Werke der Adel der Betrachtung weiterer Kreise zugänglich mache. Wir behalten uns vor, in nächster Zeit von jeder der drei Ausstellerinnen einige der schönsten Stücke durch bildliche Darstellung zur Kenntnis unserer Leserinnen zu bringen.

Baden-Baden. — Die vange Sorge der Kaiserin Augusta um ihren erlauchten Sohn, den Kronprinzen des deutschen Reiches, weigerte sich in einer erregenden Auseinandersetzung der hohen Frau wieder. Als der Kaiserin die Kammerfrau meldete, daß der Leibarzt schon länger als eine Stunde im Vorzimmer warte, um sich nach dem Befinden der Monarchin zu erkundigen, antwortete die Kaiserin: „Theilen Sie dem guten Doctor in meinem Namen mit, er möge getrost zu seinen anderen Patienten gehen. Über mein Befinden kann er sich auf das Genauste aus den Bulletins unterrichten, die von meinem Sohne kommen. Lauten die Berichte günstig, fühle ich mich stark und frisch wie ein junges Mädchen, schlechte Nachrichten über Zeit zerstören mich im innersten Markt.“

Gaines. — Vor Kurzem wohnte die Kaiserin von Brasilien in Gaines einem großen Feste bei. Die hohe Frau hielt einen einfachen Schildplatt-Fächer in der Hand, und eine der anwesenden Damen fragte die Kaiserin, warum sie nicht für ihre Fächer das farbenprächtige Gefieder verwende, das aus Brasilien in die ganze Welt wandert. Lächelnd erwiderte die Kaiserin: „Auch ich liebe die herlichen Federn, ich besitze sogar deren viel, allein sie machen mir nur in einer einzigen Form Freude“. Alles blieb fragend nach der hohen Frau und diese fügte dann hinzu: „Das Gefieder entzückt mich nur am Körper der kleinen Vogel, die lustig auf den Palmen und Bäumen meines Gartens umhersclogen; aber niemals könnte ich daran denken, ihnen den ganzen Raum zu rauben, um meine Fächer damit zu zieren.“

London. — Jenny Lind ist am 3. November ihrem schweren Leid erlegen. Die große Künstlerin, zu Stockholm am 6. October 1821 geboren, wäre vielleicht im Dunkel der Verborgenheit geblieben, wenn nicht die Stockholmer Hoftheaterspielerin Lundberg den ersten entscheidenden Anstoß zur Beachtung und Ausbildung ihrer Talente gegeben hätte. Jean Lundberg lernte ihren Schüling im neunten Jahre kennen und entdeckte sofort in dem stillen, unscheinbaren und äußerlich wenig entwideten Kind das glückliche Naturtal, welches vielerlei Eignenschaften für den Künstlerberuf durchblicken ließ. Durch Vorstellungen aller Art brachte sie es dahin, daß Jenny's Eltern den Widerwillen gegen die Theater-Laufbahn aufgaben, worauf der damalige Intendant des Stockholmer Hoftheaters, Graf Peile, das kleine Mädchen in die königliche Theaterschule behufs sachgemäßer Ausbildung aufnahm. Alles deutete auf eine glückverheißende, reiche Zukunft in dem Leben der Kunstschauderin. Plötzlich trat jedoch eine Wendung ein, die mit einem Schlag alle Hoffnungen zu zerstören drohte: Jenny Lind verlor in ihrem zwölften Jahre die Stimme. Nach vierjähriger Pause indes löste sich der unheimliche Zauber wieder, welcher die Gesangstähigkeit Jenny's so lange gefangen gehalten hatte. In Stockholm sollte ein Concert stattfinden, für welches unter Anderem ein Alt aus Meyerbeer's „Robert“ bestimmt war. Niemand wollte sich jedoch zur Ausführung des kleinen, in der Oper enthaltenen Sopranos der Alice bereit finden lassen. Da war es denn Jenny Lind, welche ausstehen mußte. Sie tat es, und der erste Erfolg nach langer Zeit war vom besten Erfolge gekrönt: sie konnte wieder singen. Nun schritt die jugendliche Sängerin sofort zu erneuter Künstlerfähigkeit. Ein holdes Traum ihrer Kindheit verwirklichte sich, sie durfte als Agathe im „Freischütz“ auftreten. Dieses Debüt erregte so allgemeine Begeisterung, daß Jenny Lind infolge dessen als erste Sängerin für das Stockholmer Hoftheater engagiert wurde. Während ihrer Amerika-Fahrt verbreitete sie sich in Boston mit dem Pianisten Otto Goldschmidt aus Hamburg. Nach ihrer Rückkehr nach Europa wählte sie Dresden zu ihrem Wohnort, wo sie von 1853 bis 1858 lebte; sodann verließ sie den Kontinent, um sich in England anzustell zu machen. Jenny Lind floß als weiblicher Charakter außerordentliche Achtung ein. So prunklos und einfach ihre ganze äußere Erscheinung war, so wenig liebte sie rauschende Ovalationen, denen sie freilich als vielbewunderte Künstlerin nirgends hat entgehen können. Groß war ihr Wohlthätigkeitssinn, den sie vielfach, sogar in großem Maßstabe, betätigte und durch den sie wahrhaft Gutes gestiftet hat.

Newyork. — Nicht weniger als 150 weibliche Doctoren üben jetzt in Newyork die ärztliche Praxis aus; in anderen Großstädten Nord-Amerikas ist die Zahl der Frauen, welche ihre Thätigkeit dem Wohle ihrer Mitbürger widmen, noch bedeutend höher. Einige dieser Doctoren in Newyork weisen ein regelmäßiges Einkommen von jährlich 2900 Pfund Sterl. auf, ja eine dieser Jüngervinnen Aesculap's soll sich sogar eines Einkommens von 5000 Pfund Sterl. rühmen dürfen. Die weiblichen Aerzte beschränken sich insofern vorläufig zumeist auf die Behandlung von Patienten ihres eigenen Geschlechtes.

Die Mode.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Paris. — Wir glauben uns den Beifall unserer Leserinnen zu verdienen, indem wir ihnen die häupflichsten Mantel-Formen dieses Winters vorführen. Alle großen, für die Straße bestimmten Überkleider nähern sich entweder der Rad-, oder der Redito-Form, von denen die erstere nur im Rücken fest anschließt. Die eleganten Damen zeigen gern ihre Toiletten und lassen daher die Mantel mit schönem Futter und verborgnen angebrachten Halten zum Zurückschlagen der vorderen Nänder verjehen. Für diese Art von Manteln verwendet man Pfeil-Seide mit breiten Sammetstreifen, die durch bunte Seidensträhnen gemustert sind. Das Futter ist stets hell und Matrosa die bevorzugte Farbe. Die Garnitur bildet ausgeklügelte Bolants aus passender Farbe, welche auch das mit dem Mantel übereinstimmende Hüttchen schmücken. Diese Visiten-Mantel, die mit einer Flanell-Einlage zwischen Oberstoff und Futter versehen sind, legt man nicht, wie die schwere Pelz oder mit Pelz verbrämten Mantel, im Vorzimmer ab, sondern betrifft mit ihnen den Salon. Ein anderes Genre von Visiten-Manteln zeichnet sich durch eigenhümliche Farbverbindung aus, indem fahlgrüner Rips als Oberstoff, heliotropfarbene Surah als Futter und dunkelblauer Sammet zu Krägen und Taschenflappen verwendet werden. Die Form dieses Man-



teis ist die der Redito-Vamartine, deren breiter Umhangkragen durch Agraffen aus Alsfiber beliebig geschlossen werden kann. Zu bemerken ist jedoch, daß man in diesem Jahre, vor Eintritt der großen Kälte, die Mäntel im Allgemeinen nicht eigentlich schließt, sondern durch zwei Paar Agraffen nur leicht zusammenfestet. Diese Agraffen sind auf's Reichtum ornamentirt, häufig sogar mit kleinen Min-

binen und Türkisen oder großen Topasen besetzt.

Eine Neuheit, welche viel Bewunderung er-

regt und bei den tonangebenden Damen

bereits Eingang gefunden hat, verdient besonders erwähnt zu werden. Es ist eine von vollständig geschlossene Redingote aus sehr schwerem weißen Tuch, deren eingebügelte Falten in der Taille mit zwei großen goldenen Knöpfen, wie an einer

Prinzessin abschließen. Glücklicherweise endet hier die Achtsamkeit. Eine sehr zarte Goldstickerei schmückt die geraden Revers an beiden Seiten, sowie Doppelärmel und Krägen. Eigenthümlich ist der schmale, weite Aufschlag des engen Kermels. Neben diesen nur der Eleganz dienenden Mänteln sieht man auch solche, die praktisch und warm,



für Regenwetter und Kälte gleich geeignet sind. Diese bestehen aus wasserabweisendem Tuch, welches natürlich in Granatrot, mit Graumelire, ihnen ein besonderes Gepräge verleiht. Die sehr lang geschnittenen Kermel lassen sich je nach dem Wetter, beliebig auf- oder herunterschlagen. Das Interessantesten, sowie der Krägen und die breiten Besätze der Vordertheile, die gleichzeitig als Taschen dienen, stellt man aus Tuch oder farbgeschöpften wollenen Plüschen von hellerer Farbe als der des Mantelstoffes her. Der Rücken ist vom Halsausschnitt an in Falten abgesteppt, welche dem Rock die nötige Weite geben. Unter den leichten und doch behaglichen Mäntelchen für Theaters- oder Gesellschaftsbefecht scheint das neueste Modell aus schiefgrauer Bobeline mit Chinchilla-Besatz zu grohen Dienstleistungen berufen. Obgleich sehr elegant, ist das Mäntelchen doch so solide, daß seine Trägerin für den Heimweg, vorausgesetzt, daß dieser nicht zu weit sei, keines Wagens bedarf. Der Capuchon, dessen besonderer Schnitt die Harmonie der Frisur vor Verstörung schützt, besteht aus ungefütterter Surah und ist, ungeachtet der Verschiedenheit der Gewebe, mit dem Mäntelchen verbunden. B. de G.

Unter den wenigen Ball-Toiletten, die sich bis jetzt hervorgeholt haben, nehmen einige für die Königin von Portugal in Paris angefertigte den ersten Rang ein. Eine dieser Toiletten besteht aus himmelblauem Sammet, in dessen Grund Blumen-Bouquets in verblühten Gobelin-Farben eingewirkt sind. Zwischen den alten Mechelen-Spitzen des Vorderblattes befinden sich Rosetten aus schwarzen Atlasband, in deren jeder ein diamantener Thal-Tropfen gliickt. Eine zweite Toilette ist aus Sevresblau und altrosa gestreifter Seide hergestellt. Die Schlepe bildet an einer Seite drei tiefe Falten, die von altrosa Bandstricken gehalten werden; unter gleichen Schleifen schließt das Marie-Antoinette-Tuch aus mattrosa Seidengaze, welches die geöffnete Taille verziert.

Berliner Kinder-Moden.

Siehe die Abbildung, Seite 470.

Charakteristisch für die Berliner Kinder-Anzüge ist eine angemessene Einfachheit in Stoff und Muster. Wenn man das Baby, so lange es noch nicht laufen kann, ausschließlich in Weiß kleidet, so verschwindet die lichte Farbe bei fortwährendem Alter mehr und mehr. An ihre Stelle treten kräftige, gefärbte Farben, gegenwärtig namentlich das leuchtende Rot, welches nicht allein das wärmeende Tuchjäckchen der Kleinsten, sondern auch der Krimmer-Paletot nebst Barett oder Tuch-Capote und Strümpfen der sechsjährigen, sowie die Jersey-Bluse und der runde Filzhut größerer Schulmädchen aufweist.

Was den Schnitt der Kleider betrifft, so sind Blusen und Haltungröcke, besonders in der Zusammenstellung von einfärbigen und gemusterten Jersey-Stoff für größere und kleinere Mädchen die übliche Tracht, die bei Jungen durch eine Jackentaille und kurze Draperie erzeugt, bei den Kleinen durch eine Stoffschärpe in der Farbe der Bluse gelegentlich bereichert wird. Schleifen, Tressen oder Soutache-Beschnürung verzieren Kleider, Paletots und Mäntel, welche letztere zu bunten Double- und Cheviot-Stoffen breite Schulterkragen oder Capuchons aus Plüschen erhalten. Glatte, sowie gefaltete Peterinen, mit und ohne abstehende Passe, werden für kleinere, Peterinen-Armel für größere Mädchen bevorzugt, deren kurzer Paletot häufig aus Krimmer besteht oder damit besteht ist.

Krimmer und Astrachan herrschen überhaupt in den Besägen der Überkleider, sowohl für Mädchen, wie für Knaben, vor; doch sind es häufig nur Imitationen in den verschiedensten Farben, selbst in Roth und Blau. Das Barett der Mädchen besteht oft ganz aus Pelz, während die beim Gislauf vielfach getragene polnische Mütze der Knaben nur damit eingefasst ist. Wenn die Kapote-Hüten aus Plüsch, Sammet oder Filz, die mit ihren großen Tüllfalten das Gesicht so sinnlich umrahmen, den kleinen Mädchen vorbehalten sind, so kommt der runde, breitrandige Filzhut, den Schläpfe und steife Federn oder Flügel garnieren, dem angehenden Badstich zu. Die große Straußfeder wird nur zum Schmuck des Sonntagshutes verwendet! Zu Knabenhüten gibt es keine minder große Auswahl. Da ist zunächst der Matrosenhut, das Käppi mit Lebenschirm, der Tam o'shanter aus Filz, Tuch, wie in Handarbeit und die glatte, flache, tellerförmige Mütze aus Tuch oder Tries mit schmalem Rande, den goldenen Sternchen, und — für die Kleinsten, — hinten eine Schleife schmücken. Dem Kniebeinkleid aus Tuch, welches die gestreifte Jersey-Bluse oder die von breitem Leinenstreifen begleitete Juppe ergänzt, schließen sich Tuchgamaschen an, die sowohl über Schnürschuhen wie Stiefeletten getragen werden. Baby hat die Wahl zwischen hellgelben und schwarzen Spangen-schuhen ohne Haken; höhere Mädchen tragen Schnür- oder Knöpf-stiefel.

E. F.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Etrablatt Nr. 15. Plattstich-Stickerei. Die aus Filet-Guipure-Einfäßen und gleich breiten Leinenstreifen mit bunfarbigem Plein zusammengefasste Bettdecke bietet Verwendung für die kleinen Zweige, Abb. 2—3, ebenso für die



Schmetterlinge, Blättern und Blütenstücke der Vorlagen, Abb. 6—7. Die Leinenstreifen begrenzen ein Hohlsaum, die Guipure-Einfäße sind mit hellblauem Satin unterlegt. Das mit der Stickerei, Abb. 7, geschmückte Taschentuch-Sacchet besteht aus zwei je 23 Cent. hohen, 29 Cent. breiten, mit leicht durchstepptem Atlasfutter versehenen



Theile, welche von Goldschnur begrenzt und an drei Ecken verbunden sind; die vierte Ecke des oberen Theiles ist in seiner zurückgeschlagenen Lage befestigt. Ferner veranschaulichen wir zwei Decken, deren reiche Plattstich-Stickerei auf glattem Leinen mit waschbarem bunfarbigem Stickgarn gearbeitet ist. Die im Rococo-Stil gehaltene Borte der durch breite kräftige Klöppelspitze abgeschlossenen Decke markiert sich in zwei Tönen Oliv und drei Tönen Kupferroth und wird durch dicker angewendeten Goldfaden belebt; diese Decke misst 78 Cent. im Quadrat. Die andere Decke, deren Größe 105 Cent. im Quadrat beträgt, zeigt den Fond mit einem leichten Plein bestreut, zu dem die oben bezeichneten Vorlagen ebenfalls verwendbar sind. Der Zweig, Abb. 8,

wieder-holt sich zwischen den bandähnlichen Spitzen-Einfäßen der Borte, von einem schmalen Gräbenstich-Rändchen begrenzt, und entwickelt sich in den Ecken zu einem vollen Blumenstrauß. Das

Band aus 5 Cent. breitem Spigen-Einfäße ist durchbrochen eingefügt. Mit den Ecken harmoniert die Ausstattung der Servietten, deren Größe 36 Cent. im Quadrat beträgt. Für eine Bioline bestimmt, zeigt die reich ausgestattete Decke eine auf hellblauem



Atlas ausgeführte Stickerei, Abb. 4, in deren Zeichnung Insignien der Musik sich mit Arabesken reizend verschlingen; Plüsch von der Farbe des Atlas bildet durch Goldschnur begrenzt die Einfassung, bronzenfarbener, über ziemlich starker Watte-Hintage durchsteppter Atlas das Futter.

A. D.

Gärtnerei.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wenn die Gartenarbeiten im December auch nicht sehr umfangreich sind, so dürfen sie doch nicht unterschätzt und vernachlässigt werden. Besonders wichtig ist die Fortsetzung des Kampfes gegen die Insekten. Deshalb versäume man nicht, die Obstbäume von Moos und alter Rinde, der Zufluchtsstätte des Ungeziefers, zu reinigen. Hierzu kann man sich mit Vortheil einer Stahl drahtbürste bedienen, welche in seiner Weise die Stämme verlegt. Die gereinigten Obstbäume erhalten mittels eines Pinsels oder Quastes einen Anstrich von frisch gelöschtetem Kalk, dem man etwas Lehm, Asche oder Kuhdung beimischt, um die grelle weiße Farbe zu dämpfen. Der Brei muss dünnflüssig sein, damit er in jede Rinde und Fuge einläuft und die dort befindlichen kleinen Feinde des Obstbaumes vernichtet. Viele derselben werden auch vertilgt, wenn man die Erde 1 bis 1½ Meter breit um die Bäume aufschlägt. Sobald in den entlaubten Kronen die Raupennester und Eier sichtbar werden, lasse man sich deren Vertilgung ebenfalls angeleiten. Gestalter es das Wetter, so können noch Beete abgeräumt, umgegraben und gebünzt werden; auch hierbei sind schädliche Insektenlarven, namentlich die Engerlinge, zu beachten und aufzulösen. Beim Düngen möge man nicht

ausdauernden

Standen vernachlässigen, denen halbverrottete Kompost-Erde besonders fruchtbar ist. Braucht man im Frühjahr frische Edelreiser, so schneidet man dieselben jetzt bei geeigneter Witterung und bewahrt sie am besten in der Erde, an trockener Stelle nicht zu flach eingegraben. Wenn das Land noch offen ist, kann man noch Anemonen- und Ranunkelknollen legen, muss dieselben aber gleich durch eine Bedeckung von Laub, Radieschen oder Sägespänen vor Frost schützen. Weiter hat man die im Keller aufbewahrten Gewächse und Knollen zu putzen, die Vorräthe durchzusehen, die eingefüllten Gemüse im Auge zu behalten und bei andauernd milden Witterung die niedergelegten und gedekten Pflanzen zu lüften. Baumstäbe und Bänder werden untersucht und schadhafte erneuert, damit die jungen Bäume durch die Winterstürme nicht leiden; Garten-Geräthschaften müssen in Ordnung gebracht, Säumerorten fortirt und gereinigt und fehlendes bei Zeiten ergänzt werden.



zischer ist. Beim Begießen kann man dem Wasser ein wenig flüssigen Dünger hinzufügen. Den Pflanzen ist häufiges Umschwenken sehr dienlich; der Boden, der ihnen am meisten zugängt, ist eine mit Sand und etwas feinem Hornspänen gemischte Torf-Erde. — Unter den für die Zimmercultur geeigneten Arten der Maranta (die manchmal auch als Phrynum oder Calatheia bezeichnet wird) sind besonders hervorzuheben: M. Makoyana (Abb.), deren Blätter auf der unteren Seite carminroth sind, während die obere Seite auf hellgelblichem Grunde eichelförmige, dunkelgrüne Flecken zeigt. M. regalis hat auf den glänzend grünen Blättern weiße und rosafarbene bandartige Streifen. M. Massangeana; der Mittelstreifen hebt sich lebhaft von dem lammetartigen, schwärzlich grünen Grunde ab.

M. Warsoewiczi hat ebenfalls sammelartige, prächtig gezeichnete Blätter. Sehr schön und empfehlenswerth sind auch M. Wagneri, Lietzei, Lindenii, pulchella und die ältere, zebraartig gestreifte M. zebra.

Unter den im Beginn des Winters blühenden Pflanzen gibt es wohl kaum dankbarere und zugleich anspruchslose, als die Chrysanthemum-Arten, welche unter dem Namen Winteraster allgemein bekannt und beliebt sind. In reicher Fülle entfalten die sowohl hoch wie niedrig gezogenen Pflanzen ihre anziehlichen Blumen, die in den verschiedensten Farben prangen und bald einen dicht gedrungenen, bald mehr lockigen und phantastischen Bau haben. Namentlich zeichnen sich die japanischen Sorten durch Schönheit und Farbenpracht aus. Zu den neuesten Spielarten gehörten:

Coeur fidèle mit gelbbronze-



farbenen, Alice Dufour mit prächtigen violetten Blütenreihen, täglich Wasser und wöchentlich ein- bis zweimal aufgelösten Guano giebt. Sie lassen sich leicht vermehren, sowohl im Herbst durch die jungen Sprossen wie im Frühjahr durch Theilung der alten überwinternten Pflanzen, doch ist mehrfaches Umschwenken und Entspicken erforderlich, wenn man kräftige und buschige Exemplare erzielen will.

O. Altmann.

Briefmappe.

Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Frage.

Wäsche. — Kann mir jemand mittheilen, ob man noch auf einfacher Weise Wäsche sauber waschen kann, als durch Anwendung von Waschkristall? Es kommt mir hauptsächlich darauf an, in möglichst kurzer Zeit zu waschen, ohne die Wäsche trocken zu müssen.

Frau F.

Antworten.

Alte Oelgemälde aufzutrichen (456). — Um alte Oelgemälde aufzutrichen, schneidet man eine große, fastige Zwiebel quer durch und reibt das betreffende Gemälde, indem man die Schnittfläche der Zwiebel aussetzt, mit derselben ab. Lieberfahren des Bildes mit einem feuchten und danach mit einem trockenen Tuche vollenden den Auftrichtungs-Prozess. Selbstverständlich dürfen die zum Nachreiben angewandten Tücher nicht hart sein. Eine Schädigung des Gemäldes ist durchaus nicht zu befürchten.

Wachholder (456). — Der Name Wachholder (*Inniperus*) ist zusammengefecht: 1) aus einem von dem althochdeutschen weiblichen — lebenkräftig, frisch sein (lateinisch vigere) abgeleiteten althochdeutschen Eigenschaftswort wi-hal = lebenkräftig, frisch, immergrün und 2) aus dem althochdeutschen terā, tra = Baum, größeres Holzgewächs; das o ist Verdunstung des a. Alte Leute in Hessen sprechen noch mundartlich Weacheler. Lebriegen führt der im alten Volksgläubniss und in der Volks-Medizin sehr gefeierte Wachholder noch manche andre Namen, z. B. Frau Kranewit, Frau Kaddib, Frau Karwendel und Machandel, bekannt genug aus dem Märchen vom Machandelbaum.

H. R.

Beugsäulen: Kinder-Garderobe, siehe Abb. Seite 470; C. Schlier, W. Werder'scher Markt 2—3; — Welle und Bud. C. Hanoverstrasse 11. Handarbeiten: Bettdecke; siehe Abb. Seite 472; Victoria-Bazar, SW. Königgrätz. 50. — Sack, Tischdecke, Bettdecke, siehe Abb. Seite 472; C. Peter, Wiesbaden, Neugasse 1. — Gärtnerei, siehe Abb. Seite 472; C. Prüfer, SW. Wilhelmstr. 83.

Zu dieser Nummer gehört ein Bettblatt und ein Extra-Blatt, sowie für die Abonnenten der Großen Ausgabe ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen: jährlich 24 Moden-Nummern, 12 Schnittmuster-Beilagen, 28 Unterhaltungs-Nummern, 24 Beiblätter, 12 grohe farbige Modenbilder, 8 farbige Stickmuster-Vorlagen und 8 Extra-Blätter, also außer den Schnittmuster-Beilagen und Beiblättern jährlich 28 besondere Beigaben, eine zu jeder Unterhaltungs-Nummer. Vierteljährlicher Abonnements-Preis 2 M. 50 Pf.

Die Heft-Ausgabe mit demselben Inhalt erscheint alle vierzehn Tage; das Heft (26 jährlich) kostet 50 Pf.

Die große Ausgabe mit allen Kupfern bringt außerdem jährlich noch 40 große farbige Modenbilder, also jährlich 68 besondere Beigaben, und kostet vierteljährlich 4 M. 25 Pf. — Alle Buchhandlungen nehmen jederzeit Bestellungen an, mit Ausnahme der Heft-Ausgabe auch alle Postanstalten.

Druck von Otto Dörr in Leipzig.

Verlag von Franz Lippischeide in Berlin W, Potsdamer Straße 38.

Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers.